This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

KC
13341
HN 3C3X 5

3341

Sprinepaper.

6 50

(Mackenzie, W. Fr. St.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Untersuchung
über
den Deutschen
Nationalcharakter
in
Beziehung auf die Frage:
warum
gibt es kein
Deutsches Nationaltheater?

Mackensen, Wilhelm [illegible]

Οὐ πρὸς δὲ ἅπαντος ἐστιν, ἀρτίσαι καλῶς.

Wolfenbüttel,
bei Heinrich Georg Albrecht.
1794.

Digitized by Google

KC 13341

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
JUN. 25 1953

H. L. Pierce

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Der Verfasser gegenwärtiger Blätter gehörte selbst einmal zu den dramatischen Dichtern, da er aber merkte, daß er sich unter der schlechtern Gattung derselben befände, worunter es ihm dann gar nicht anstand, so nahm er sich vor, sich bei Zeiten in die Kritik hinüber zu flüchten, und ihr die Schliche, Kniffe und Schleichwege schlechter dramatischer Dichter mit Einem Male alle zu verrathen.

Einem

Einem Ueberläufer wird nun zwar selten getraut, indessen wäre es doch schon Gewinn, wenn die Kritik von dem, was er ihr verrathen, Gebrauch gemacht hätte, wenn sie ihm auch von ihren Geheimnissen keins anvertrauen wollen.

Uebrigens sind diese Bemerkungen in einer Zeit niedergeschrieben worden, wo ihr Gegenstand den Verfasser sehr interessirte, und damals schienen sie ihm auch in der That interessant. Jetzt, da andere Studien und andere Verhältnisse seinem Interesse eine ganz andere Richtung gegeben, hat er Mühe, etwas darinn zu erkennen. Er würde sie daher nicht bekannt gemacht haben, wenn nicht der Herr Verleger geglaubt hätte, daß sie, wenn auch nicht für ihren eigenen Verfasser, dennoch für

Frem-

Fremde einiges Intereſſe haben könnten. Auch wollte der Verfaſſer ſeinen Bemerkungen, da ſie bekannt gemacht werden ſollten, wenigſtens einen Theil der Vollendung geben, die ihnen, ſeiner eigenen Einſicht nach, noch ſo ſehr fehlt, allein er erfuhr das traurige Schickſal, das dem ſchwachen menſchlichen Verſtande mit ſeinen Produkten ſehr oft widerfährt. So lange er noch den Gegenſtand liebt, mit dem er ſich beſchäftigt, ſo lange liegt er ihm noch zu feſt und ſchwer auf dem Gemüthe und den Sinnen, als daß er ſich von ihm losmachen könnte, um ihn in einiger Entfernung zu betrachten. So bald ihm der Gegenſtand aber fremd geworden iſt, iſt es ihm unmöglich, bei der bloßen Unpartheilichkeit, die er ſich vorher ſo ſehr wünſchte, ſtehen zu bleiben, ſondern er betrachtet ihn mit einer ſo ſchmählichen Kälte,

daß ihn nichts dahin bewegen kann, sich von Neuem mit ihm einzulassen.

Der Verfasser sieht sich also gezwungen, wie ein gewissenloser Vater, die Hand von seinem Kinde abzuziehen, und ihn einem so mißlichen Dinge anzuvertrauen, als die Huld des geneigten Lesers ist.

Digitized by Google

Es ist nicht leicht eine neuere Nation, welche sich rühmen könnte, ein älteres Schauspiel zu besitzen, als die Deutschen. Auch ist vielleicht der Enthusiasmus für die Kunst des Theaters bei keiner Nation so ernst gewesen, als er es eine gewisse Periode hindurch in Deutschland war. Dennoch aber hat diese Kunst nie einen beträchtlichen Grad von Vollkommenheit erreicht, und es gibt Kenner, welche behaupten, daß sie nie eine gewisse Consistenz gewinnen werde, und gewinnen könne.

Auf den Ausspruch unsres größten Kritikers der dramatischen Kunst: daß man erst ausmachen müsse, ob die Deutschen auch würklich eine Nation seyen, ehe

man auf ein Nationaltheater denken könne, ist nie sonderlich geachtet worden. Man hat es mit dieser Behauptung so gehalten, wie man es gemeiniglich mit denen zu halten pflegt, welche, bei einem tiefer liegenden Inhalte, den man nicht ergründen kann, einen Schein von Paradoxie haben, oder vielmehr würklich paradox sind, das heißt, gegen die gewöhnliche Meinung anstoßen: es ist ein glänzender Einfall, sagte man. Man merke wol: ein Einfall, und, was das schlimmste ist, ein glänzender, Beweises genug, daß mit der Behauptung nichts gesagt seyn könne. —

Die Untersuchung, ob die Deutschen eine Nation seyen, muß ich, insofern sie die Politik betrift, Andern überlassen, obgleich diese Untersuchungen auch auf unsere Frage viel Licht werfen würden. Die deutsche Staatsverfassung ist ohne Zweifel die einzige ihrer Art. Der Schwabe, der Oesterreicher, der Schlesier, der Westphälinger, der Bewohner der Lausitz, der Niedersachse, sind eigentlich Repräsentanten von so viel eigenen Nationen, deren jede besondere Sitten, besondere Verfassung, ja, ihre besondere Sprache haben, und die dennoch, sobald man sie als Deutsche betrachtet, gemeinschaftliche Sitten, gemeinschaftliche Verfassung, gemeinschaftliche Sprache haben. Allein der Oberdeutsche steht

von dem Westphälinger, der Schlesier von dem Mekleuburger gewiß eben so weit ab, als von dem Dänen oder Schweden, und dennoch sind sie Brüder Einer Nation.

Der Mangel einer Hauptstadt, aus welcher sich die Cultur, wie eine Walze, die allenthalben mit gleicher Kraft aufdrückt, durch die Provinzen und Kraise allgemach gleichförmig fortbewegen könnte, ist gewiß auch eine Ursache von der Verschiedenheit in den Manieren und Sitten, die man in den verschiedenen Provinzen Deutschlands antrifft. Doch dergleichen Bemerkungen geben, so richtig auch jede seyn mag, keinen allgemeinen Aufschluß für unser Problem. Wir suchen nämlich ein psychologisches Princip, aus welchem sich erkennen lasse, daß die Anforderungen, die man an den Geist einer Nation macht, welche ein Nationaltheater besitzen will, bei uns nicht geleistet werden können, und daß wir daher auch jene Ansprüche gutwillig aufgeben müssen.

Ich sage vorher, daß dieses Princip so pedantisch klingen werde, daß Mancher, welcher, ich weiß nicht welche Entdeckungen erwartet hatte, das Buch mit einem „wenn es sonst nichts ist" unbefriedigt aus den Händen legen wird.

Die alten Philosophen glaubten den Schlüssel zur Seelenlehre gefunden zu haben, als sie auf ihre Opiniones gekommen waren. Dies Wort ist weder durch Vorurtheile, noch durch Meinungen zu übersetzen. Der Schmerz, die Traurigkeit, der Geiz, die Wollust, beruhet nach ihnen in den Opinionen, aber weder in Vorurtheilen, noch in Meinungen.

Ein letzter Grund ist durch die Opinionen nicht angegeben, und es ist überhaupt mit den letzten Gründen so eine Sache. Indessen mag der Grund dieses Grundes seyn, welcher er wolle, so kann unsre Untersuchung dennoch fest genug auf ihn gebauet werden.

Der Charakter einer Nation beruhet nämlich auch in den Opinionen, d. h. er beruhet auf dem Einflusse geheimer Ideen-verbindungen, nach welchem sie sich die Welt mit ihren Gegenständen aus einem gewissen, ihr eigenthümlichen Gesichtspunkte vorstellt, wodurch denn die Handlungsweise der Nation besonders bestimmt wird. Diese Ideenverbindungen sind die nothwendige Form, in welchen wir jeden gesehenen Gegenstand der Empfindung, in unsre Empfindung aufnehmen.

Bei den Nationen, welche ihre Handlungsweisen stark coloriren, und von denen wir deshalb sagen, daß aus Allem, was sie unternehmen, ihr Nationalsinn hervorleuchte, werden diese Ideenverbindungen in einer besondern Stärke und Bestimmtheit vorgenommen.

Die Nationen hingegen, denen man Charakterlosigkeit, oder Indifferenz des Charakters, vorwirft, nehmen diese Ideenverbindungen entweder gar nicht, oder in keiner besondern Stärke und Bestimmtheit vor, und man findet bei ihnen nicht leicht einen Punkt, von welchem man bei Untersuchungen dieser Art ausgehen könne.

Es findet sich wirklich, daß die Deutschen diese Ideenverbindungen in keiner besondern Stärke oder in keiner besondern Bestimmtheit vornehmen, und dies allein kann mit dem Ausspruche gemeint seyn, der so oft geschehen ist: die Nation hat keinen Charakter *).

*) Gerade daher, daß wir uns so wenig einer eigenthümlichen Handlungsweise und Vorstellungsart bewußt sind, kömmt eine Erscheinung in unserer Literatur, die wir wol gar für etwas Vortreffliches halten, und die uns sogar verleitet, gegen andere Nationen ungerecht zu seyn. — Wir ärgern uns über

Es ist gut, daß wir sehen, was es mit diesem Vorwurfe eigentlich auf sich habe. Wir sehen, daß er von der Art ist, daß er sehr leicht kann ertragen werden, aber wir werden auch gestehen müssen, daß er genug in sich schließe, um für eine gänzliche Verneinung der Frage: kann der Deutsche ein Nationaltheater haben? entscheiden zu lassen.

Unsre Empfänglichkeit für fremde Sitten läßt sich aus unsrer Erklärung des Nationalcharakters sehr

das Verfahren der neuern Nationen, welche die Classischen Werke des Alterthums, vorzüglich der Dichter, in ihren Uebersetzungen modernisiren, indem sie sie in ihre Form gießen. Wir sagen von dem popeschen Homer, er sey nicht Homer mehr, und ein französischer Homer ist uns nun gar was abscheuliches. Wir wollen, er soll immer der alte, blinde, treuherzige Bänkelsänger bleiben, der er vor drei tausend Jahren war. Welch eine sonderbare Forderung! Wenn unter allen den Millionen Menschen, die jetzt zusammen den Erdball bewohnen, keiner ist, der sich dieselbe Sache auf dieselbe Weise vorstellt, als ein Anderer: so soll eine ganze Nation gerade so empfinden, als eine andere ganze Nation vor drei tausend Jahren empfunden hat. Es ist die sonderbarste Täuschung, wenn wir glauben, daß wir, wenn wir den Homer oder Virgil lesen, oder bearbeiten, gerade so, und nicht anders empfinden dürfen, als diese, da sie dichteten, und daß wir der Gegenstand, den wir lieben, selbst werden müßten. — In diesem Glauben sind zwei merkwürdige Produkte entstanden, der Stollbergische Homer, und der Vossische Virgil.

Digitized by Google

ſehr gut herleiten. Sobald eine Nation ſich zu bilden anfängt, findet ſie entweder in ihrem eigenen Charakter etwas, das ſie umfaſſen, und woran ſie ihren Geiſt ausbilden und üben kann, oder nicht. Im letztern Falle wird ihr Alles willkommen ſeyn, was ihr, wenn ſie es ſich zu eigen gemacht hat, dazu dienen kann, das Bewußtſeyn in ihr hervorzubringen, daß ſie einen andern Weg gegangen, als den, den ſie würde gegangen ſeyn, wenn ſie ſich gänzlich ihrer Natur überlaſſen hätte. Auf dieſe Weiſe wird aus einer Correction, einer Epanorthoſis der gewöhnlichen Natur, welches die Bildung eigentlich ſeyn ſoll, eine bloße Abänderung derſelben. Hätten wir etwas Hervorſtechendes, Beſtimmtes in unſerm Charakter, an das wir uns halten könnten, wenn wir das Bedürfniß fühlen, uns zu bilden, dann würden wir eigene Sitten haben, dann würden wir Deutſche ſeyn *).

*) Gerade dieſe kleinen Eigenthümlichkeiten ſind es, welche die Nation, in welcher ſie ſich finden, recht feſt unter ſich verbinden. Es war daher die Politik einiger Staatsgründer im Alterthume, ihre Nationen mit ſo viel Eigenthümlichkeiten zu behängen, als möglich, um ſie innerhalb ihrer Grenzen zu erhalten, und ſie zu verhindern, an den Sitten andrer Nationen, mit denen ſie ſich hätten vermengen können, Geſchmack zu finden. Wir haben unter uns ein merkwürdiges Beiſpiel, wie viel Gewalt eigenthüm-

Wenn wir diese Behauptung recht gefaßt haben, so wissen wir genug, um Beweiß zu führen, daß wir weder höhere noch niedere Comödie haben können.

Es muß nämlich dieses Unbestimmte und Unerscheinbare unserer Sitten, dem komischen Dichter sein Geschäft unendlich schwer machen. Was soll er auffassen und darstellen? Will er besondere Bestimmungen eines gewissen Charakters darstellen, so fehlen ihm jene allgemeine Bestimmungen des Nationalcharakters, die er zuerst auffassen, und in ihnen einen Anfang für seine Bearbeitung finden könnten, und gleichsam Griff und Handhabe um ihn behandeln zu können. Er würde dann weniger verlegen seyn, wie er seine Züge ordnen, und sich entwickeln lassen sollte, wenn ihm der Gang des Geistes der Nation den Weg zeigte. Seine Charaktere werden schwer zu erkennen, weil ihnen nicht jenes Allgemeine der Na-

thümliche Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, auf ein Volk haben könne, um es innerhalb sich selbst zurückzuhalten. Ich meine die Juden. Man gebe ihnen alle bürgerlichen Rechte, man lasse ihnen gleichen Theil an der Gesellschaft; sie werden dennoch nie mit uns zusammenfließen. Aber man streife ihnen ihre kleinen Besonderheiten ab, und man wird bald sehen, ob selbst ihre Religion Hinderniß genug seyn könne, sie mit uns zu vermischen. — Doch ich schreibe nicht Politik, sondern über das Theater. —

Nation beigesellt ist, welches ihn erst, durch eine vorgenommene Absonderung, erkennbar machen könnte*). Ferner kann jeder individuelle Charakter nur die Modifikation des allgemeinen seyn. Der allgemeine Charakter nun bestimmt sich bei uns durch keine Regeln, welche bei andern Nationen durch die Ideenverbindungen an die Hand gegeben werden. Er hat also nichts, was ihn bei der Bearbeitung seines Charakters leite, und dieser wird unter seinen Händen ein einzelnes, isolirtes Wesen, das oft von Allen unendlich unterschieden ist, weil es durch keine Allgemeinheit der Nation selbst angehört, und also von dem Zuschauer als kein Wesen aus seiner Mitte und seiner Art betrachtet werden kann, und ihn, als eine Creatur für sich, selten recht angeht. Es ist auch, drittens, in unsern Sitten nichts für die Comödie Lächerliches. Die Sitten einer Nation erzeugen sich nämlich entweder aus ihrem Charakter, oder sie sind eine Verabredung durch Raffinement. Im ersten Falle ist eine allgemeine Regel da, und jede Abweichung von derselben wird, als durch einen Contrast, lächerlich. Im zweiten Falle liegt bloß eine conventionelle Norm zum Grunde, von der die Abweichung ein Verstoß wird, und einige Mißbilligung

*) Was hiermit gemeint sey, wird erst in der Folge, welche deutlich werden können.

lzung erregt. Es ist also in unsern Sitten nichts lächerlich, ob es sich gleich wol finden könnte, daß sie selbst es wären, wenn man beweisen könnte, daß sie einem Vernunftprincip widerstritten, sondern das, was bei andern Nationen lächerlich ist, wird bei uns fade, und die Kunst wird sich wol hüten, es darzustellen.

Daß der Mangel an bestimmten und bekannten Zügen in unserm Nationalcharakter es sey, was uns ein komisches Theater unmöglich macht, sehen wir in unsern Lustspielen hinlänglich bewiesen. Die Allgemeinheit der Charaktere, die die Comödie erfordert, ist in ihnen nicht anzutreffen. Unsere Dichter müssen ihre Charaktere erst mit Humor überladen, wenn sie erkennbar seyn sollen. Diese Individualität der Charaktere zeigt deutlich an, daß in unsern Sitten nichts Allgemeines sey, worunter man recht Viele befassen könnte, und daß unsere Dichter nicht sowol dichten, was geschehen könnte, als nachsagen, was wirklich geschieht.

Aber vielleicht habe ich schon zu viel im Allgemeinen geredet. Wenn man sich der concreten Fälle genau bewußt ist, von denen man sein allgemeines Räsonnement genommen, so spricht es sich immer gut fort, weil man immer weiß, worauf man sein Räsonn-

ſonnement zu beziehen hat. Leſer aber, welchen dieſe einzelnen Fälle nicht vorſchweben, werden leicht ermüdet, wenn man mit ihnen beſtändig im Allgemeinen ſpricht, und glauben wol gar, daß es ſich im Allgemeinen ſehr gut ſchwatzen laſſe, wenn man nicht wiſſe, was man ſagen wolle, welches aber die gröſte Marter ſeyn müßte, welche ein menſchlicher Verſtand leiden kann.

Es wird alſo wol räthlich ſeyn, dieſem Uebel auf irgend eine Weiſe abzuhelfen, und dazu wird eine kurze Charakteriſtik der komiſchen Theater bei verſchiedenen Nationen nicht undienlich ſeyn. Man wird dabei, ganz unvermerkt, auf daſſelbe Räſonnement kommen, welches bisher geführt worden, und es ſich ganz deutlich denken lernen, was unter der Behauptung zu verſtehen ſey, daß Mangel an Nationalſitten uns ein komiſches Theater faſt ganz unmöglich mache.

Die Comödie der Alten, insbeſondere der Griechen, kann den Neuern wol nicht als Muſter dienen. Die Neuern haben ein Ding, das ſie „eſprit“ nennen, mit dem alle ihre Handlungen zugerichtet ſeyn müſſen, wenn ſie gefallen ſollen. Wir haben Lebhaftigkeit, die Alten, Leben. Jenes rohe, aber ſtarke Leben der Alten, das aus ihren Schriften, wie

aus

aus ihren Büsten hervorsieht, ist uns todt, wenn wir nicht eine Bewegung hineinzulegen wissen. Diese Bewegung muß irgend ein Uebergewicht einer Seelenkraft, irgend eine besondere Bestimmung des Willens ausdrücken. Die schönsten Büsten, die sich aus dem Alterthume erhalten haben, selbst von Personen, die wegen ihrer Schönheit berühmt waren, eines Antinous, einer Cleopatra, haben beim ersten Anblicke etwas Rohes und Geistloses. Aber gerade diese anscheinende Gleichgültigkeit zeigt eine ächte und ungemeine Lebenskraft an, in der sich alle Kräfte mit gleicher Stärke einander anziehen und binden, und dadurch ein festes vollkommenes Ganze bilden. Eine Präponderanz von Neigungen, ein Mißverhältniß unter denselben, kann einem Gesichte, so wie einer ganzen Figur das geben, was wir Geist nennen, und es ist daher zu erklären, wie wir oft Handlungsarten, die etwas Angenehmes, aber regelloses, haben, geistvoll nennen können. Wir möchten aber wol unser Gefühl noch nicht berichtigt haben, ehe wir gelernt, an einem Antinousgesichte Gefallen zu finden, so wie wir gewiß unsern Geschmack noch nicht geläutert haben, wenn wir einen Griechischen Geschichtschreiber noch nicht mit Vergnügen lesen können.

So ist es gerade auch mit den Sitten. Einfache Sitten gefallen uns nicht, der Witz muß sie erst

erst gekräuselt haben. Der Neuere scheint mit seinen Sitten, da, wo sie raffinirt sind, sagen zu wollen: „ich weiß wol, daß ich nicht seyn muß, wie ich bin, und seht, ich bin auch ganz etwas Anderes.“ Allein das sollte es gerade nicht seyn, und etwas Besseres. Die Einfalt der Alten in ihren Sitten schien zu sagen: „ich schäme mich nicht, zu seyn, wie ich bin, meine Neigungen will ich in dem Grade zurückdrängen, daß ich dadurch nicht anstößig werde, und meine Schwachheiten als Mensch müßt ihr mir wohl verzeihen.“

Es ist nun aber leicht zu begreiffen, wie einer solche Bestimmung der Sitten, der theatralischen Darstellung wenig zu thun geben konnte, und daß sie wenigstens von der unsrigen ganz verschieden seyn müsse. Die Sitten der Neuern sind wegen ihrer Vielseitigkeit zur Darstellung gerade gemacht, und geben dem Dichter, wie dem Zuschauer, das leichte Spiel, bei Darstellung einiger Seiten, sich unendlich viel andere hinzuzudenken, welches gerade die Art von Lebhaftigkeit und Bewegung gibt, welches das neuere Theater charakterisirt.

Indessen wollen wir sehen, ob sich von dem Theater der Alten nicht noch etwas lernen läßt, was zu unserer Untersuchung Licht geben könnte. Wir wollen

ley bei dem Theater der Griechen anfangen. Man thut wohl, wenn man bei jeder Untersuchung, in welcher ausgemacht werden soll, was in einem gegebenen Falle das Wesentliche und Natürliche sey, allemal zusieht, was wol die Griechen darüber gedacht. Der erste Blick bei diesem bewundernswürdigen Volke ist allemal vortrefflich, und es war, wie Lessing sagt, ihr Vorrecht keiner Sache zu viel und zu wenig zu thun. Der Griechische Genius dringt durch, ohne zu zersplittern.

Es kömmt aber bei dem Griechischen Theater noch eine andere Ursach hinzu, welche, außer jener der Sitten, ihrer theatralischen Darstellung eine andere Richtung gibt. Ihre Staatsverfassung kömmt hier zu sehr ins Spiel, und bestimmt Vieles, was bei uns nicht mehr statt haben kann. Auch sind die meisten Stücke ihres komischen Theaters wenig erbaulich. In der That, dieser grobe Witz, diese rohen Zoten, die selbst als Zoten weder Wahrheit noch Interesse haben; — und auf der andern Seite die feine attische Nase, bleiben immer zwei Thatsachen, zwischen welchen der schärfste Wahrnehmungsgeist schwerlich eine Verbindung wird treffen können. Was sich indessen von ihrem Theater noch bestimmen läßt, ist ungefähr dieses:

Die

Die Comödie diente bei den Griechen lange Zeit der Regierung, d. i. dem Volke. Die Griechen wußten sich nicht besser gegen einen Mann zu waffnen, der ihnen gefährlich zu werden anfing, als wenn sie lernten, ihn, ohne Groll und Galle von ganzem Herzen auszulachen. Sie schienen ihren Dichtern zuzurufen: zeigt uns nur die schwache Seite eines Mannes, welcher anfängt, uns gefährlich zu werden: und die Ehrfurcht, die uns seine Talente abzwingen, soll uns nicht so weit niederdrücken, daß sie uns abhalten sollte, gegen ihn zu handeln." Als die Regierung aus den Händen des Volkes kam, fand man für gut, diese gefährliche Fröhlichkeit einzuschränken, und nachdem Athen schon länger als zweihundert Jahre Comödie gehabt hatte, fiel es dem Anaxandrides zuerst ein, Liebesintriguen aufs Theater zu bringen *).

Das

*) Es gibt einige gar zu feine Leute unter uns, welche durchaus in der Comödie nicht lachen wollen, weil sie glauben, es schicke sich nicht.

„Es ist gar schwer es recht zu machen,
„Die Leute schämen sich, zu lachen."

Göthe.

Diese mögen sich, wenn sie durch ein illüstreres Beispiel authorisirt seyn wollen, gesagt seyn lassen, daß die Griechen, dieses so feine Volk, ihrer Cultur nicht unwürdig hielten, über das Lächerliche zu lachen;

Das Römische Theater ist schon lehrreicher für uns. Die Römer nahmen die Sitten der Griechen an, so wie sie einst ihre Gesetze annahmen; sie betrachteten sie nicht als ein Ideal, das sie erreichen sollten, sondern als ein Analogon, dem sie folgen könnten, und von dem sie sich immer noch Abweichungen vorbehielten. Wir hingegen suchen uns fremde Sitten einzuimpfen, ohne zu fragen, ob sie auf unserm Stamme gedeihen können, so wie wir ein fremdes Recht annahmen, ohne vorher zu untersuchen, ob wir es unsern Verhältnissen anpassen könnten, und ob unser Geist es in der Form mit dem Laufe der Zeit selbst hervorbringen würde.

Terenz durfte also den Menander nicht übersezzen, sondern bloß nachahmen. Es ist in mehr als Einer Rücksicht zu bedauern, daß von Menanders Lustspielen nichts als Fragmente auf uns gekommen. Es würde überaus lehrreich seyn, wenn man eine Ver-

chen; ja, daß der Hang zum Komischen ein wesentlicher Bestandtheil ihres Charakters war. Dies beweist die ungemein große Anzahl ihrer komischen Dichter. Es waren, so viel man jezt, aus beiläufigen Nachrichten allein abnehmen kann, aus der alten Comödie von acht Dichtern 365 Stücke vorhanden, aus der mittlern von 57 Dichtern 617 Stücke, und in der neuern zählt man 65 Dichter.

Vergleichung zwischen dem Griechen und dem Römer anstellen könnten. Wir würden nicht allein lernen, wie ein Mann von Geschmack und Urtheilskraft nachahmt, sondern wie eine ganze Nation sich benimmt, wenn sie fremde Sitten mit den Eigenthümlichkeiten ihres Charakters verbindet.

Terenzens Stücke haben viel Feinheit, und dennoch gefielen sie nur so so. Wie erklärt sich diese Erscheinung? — Die Römer sahen nicht ihre eigenen Sitten. Eine Nation, bei dem ein Theater bestehen soll, muß sich selbst immer darauf wiederfinden. Plautus rohe Scherze gefielen mehr, denn sie waren ächt Römisch.

Die Comödie entstand bei den Römern früher als die Tragödie, und ich möchte behaupten, daß sich jene bei ihnen weit mehr ausgebildet, als diese, obgleich ihre Comödie nie eine beträchtliche Höhe erreicht hat. Die Geschichte zeigt zwar deutlich genug, daß die Ursachen, welche die Comödie früher herbeiführten, in einer Vorliebe, welche die Nation für diese Art Schauspiel gehabt hätte, keinesweges gegründet waren. Die Entstehung des Römischen Theaters ist bekannt genug. Die Pest wüthete heftig in Rom, und weder Lectisternien, noch die andern Spiele, welche sonst die Gottheit besänftigt hatten,

vermochten jetzt ihren Zorn zu stillen. Man fiel darauf, daß die Götter wol diesmal etwas Ungewöhnliches fodern möchten, was ihnen noch kein um Gnade flehender Sünder dargebracht hätte. Man hatte von den Pantomimen der Hetrurier gehört, sie wurden nach Rom berufen, ließen ihre Kunst den noch rohen Römer anstaunen, und die Gottheit ward versöhnt.

So erzählt uns die Geschichte die Entstehung des Theaters bei den Römern. Ein allgemeiner Sinn des Volks, welcher sich gegen das komische geneigt hätte, scheint dazu nichts beigetragen zu haben.

Allein die Art, mit welcher die Römer diese Pantomimen behandelten, zeigt deutlich, daß ihnen in der That eine Neigung und Fähigkeit für das komische beiwohnte, und daß sie mit der Zeit ein nationales komisches Theater gehabt haben würden, hätten sie nicht nachher die Griechischen Sitten, zu denen sie sich bequemen mußten, ihre gemacht.

Diese Neigung äusserte sich zuerst bei den jungen Römern von Adel. Das Spiel der Pantomimen hatte etwas Fröhliches, das ihnen gefiel. Sie ahmten es nach, allein das künstliche Spiel der Histrionen fiel unsern Junkern doch zu schwer. Sie ahmten

Digitized by Google

ten es daher so roh nach, als sie es machen mußten, wenn sie sich nicht geniren wollten, und ersetzten dasjenige, was ihnen an Kunst abging, durch etwas Anderes, was ihnen desto natürlicher seyn mochte — sie zogen sich untereinander auf. Es entstanden Foppereien, die mitunter recht derb seyn mochten, die sich aber die guten unbefangenen Burschen nicht übel nahmen. Sie blieben deshalb doch gute Cameraden, und wiederholten ihre Spiele zu gesetzter Zeit jedesmal richtig.

Allein die Väter mochten doch wol mit der Zeit ein Einsehen gethan haben. Den Spielen wurde ihre zu große Freimüthigkeit genommen, und es entstand ein Mittelding zwischen Farce und Comödie, die Satyra.

Die Römer indessen, die keine Sache gern halb thaten, wollten auch gern recht lachen, wenn sie lachen sollten. Trotz allen Bemühungen also, ihnen ein feineres Lustspiel zu geben, bleiben sie bei ihren Attellanen *).

*) Es herrscht noch eine Dunkelheit in der Literaturgeschichte über den Unterschied zwischen den Attellanen und den Farcen, welche aus den Pantomimen entstanden. Das Verhältniß der einen zu den andern

Diese Atellanen würden das eigenthümliche Schauspiel der Römer geworden seyn, wenn nicht einige ihrer Dichter sie durch ihre griechische Comödie gestört hätten.

Der Nationalgeist des Volkes hatte sich in ihnen nach und nach ganz abgedrückt. Erstes Erforderniß für ein Theater, welches bestehen soll. Zweitens hatte es schon seine angewiesenen Charaktere, und diese machten, daß es sich so lange in seiner ursprünglichen Form erhielt. Welch ein Bedürfniß nun dergleichen Charaktere für ein Nationaltheater sind, kann man hier, an einem merkwürdigen Beispiele, recht augenscheinlich wahrnehmen. Die Römer hatten in diesen Atellanen die Sprache und die Sitten der Oscier angenommen. Allein die Sprache derselben verlohr sich, ihre Sitten verflochten sich mit andern, und verlohren ihre Eigenthümlichkeiten, die Oscier blieben kein Volk mehr — was machten nun die Atellanen zu ihrem Geschäfte? sie nahmen vielleicht eine andere Wendung? nichts weniger. Oscische Sitten wurden in oscischer Sprache nach wie vor dargestellt, obgleich keines von Beiden wirklich mehr existirte.

Die

dern ist wenigstens noch nicht bestimmt angegeben. Selbst das, was Flögel hierüber sagt, ist wenig befriedigend.

Die Bemerkung, die wir hieraus zu ziehen haben, mag uns bei den Betrachtungen über das Theater unserer Zeitgenossen begleiten, zu welchen wir jetzt übergehen.

Wenn man, ohne Rücksicht auf Einschränkungen und Bestimmungen, welche dieses oder jenes Volk nöthig machen, das Ideal einer komischen Bühne aufstellen sollte, so könnte man es sich nicht vollkommener denken, als man es bei den Spaniern schon realisirt findet. Hier trifft Alles zusammen, außer einem völlig bestimmten hervorstechenden Nationalcharakter, der überhaupt schon ein Theater möglich macht, noch Sitten und Gebräuche des gemeinen Lebens, diesem komischen Theater die reichste Ernte geben, und, um diese aufzufassen, die witzigsten und scharfsinnigsten Köpfe, mit der höchsten Kunst begabt, gerade in denjenigen Situationen darzustellen, welche einer allgemeinen Wirkung gewiß seyn können. Wie, wird man sagen, die ernsthaftesten Spanier sollten die größten Komiker seyn? Nicht anders. Das Hervorstechende, das Eigenthümliche des Charakters einer Nation, bringt, wenn es auf dasjenige trifft, durch dessen Verneinung jenes Eigenthümliche erst entstanden ist, eine Wirkung hervor, die desto stärker ist, je stärker die Gegenwirkung war. So wie bei dem leichtherzigen Franzo-

sin — die bedächtliche Menuet, bei dem schwerfälligen Engländer — der leichtfüßige Country-Tanz: alles ist bei dem ernsthaften Spanier das wahre Komische zu suchen. —

Man möchte sagen, daß selbst ihr Clima dazu beitrage, ihrem komischen Theater die höchste Würkung zu verschaffen. Ihr Clima macht ihre Fibern trocken und knochenartig, und verbietet ihnen jede sanfte Empfindung. Nichts ist daher unausstehlicher, als eine spanische Idylle. Könnten die Spanier mehr Gefallen an einfachen Empfindungen haben, so würden sie auch an den Freuden des Landlebens Vergnügen finden, allein ihre natürliche Stimmung, die sie, so zu sagen, immer auf die Spitze des Fußes stellt, drängt sie in Gewühl zusammen, und gibt der Conversation die höchste Spannung und das höchste Leben. Die Comödie kann nährt sich eigentlich von den Inconsequenzen und Verkehrtheiten der Gesellschaft, und ihr eigentliches Geschäft ist, die kleinen Unebenheiten anzudeuten und auszugleichen, welche in ihr von Zeit zu Zeit entstehen. Wo nun dieser so viel Spielraum gegeben wird, wo es so schwer gemacht wird, die Fehler der Gesellschaft durch ruhiges Nachdenken einzusehen, wo alte Vorurtheile nicht von neuen verdrängt werden, sondern neue erzeugen: wie leicht muß es da einem philo-

phischen Kopfe seyn, tausend Anomalien zu bemerken, und, wenn er zugleich ein witziger Kopf ist, wie leicht muß es ihm da werden, diese in einem solchen Lichte darzustellen, daß es auch dem verwöhntesten Auge leicht ist, sie zu bemerken.

Ueberhaupt haben die Dichter der Spanier eine eigene Art, das Lächerliche aufzustellen. Man sieht sie gern lachen, weil sie nicht grimassiren. Sie halten sich nicht über das auf, was sie lächerlich machen wollen, sondern sie belustigen sich damit; ihr Lachen ist nicht das hinkelvolle Lächeln der Klügelei, noch das hämische und grobhafte Gelächter der Satire, sondern das Lachen des Vergnügens. Man hat dem Cervantes vorgeworfen, daß er die Spanier durch seinen Don Quixote weichlich gemacht. Dieser Vorwurf hat etwas Auffallendes, aber er ist nicht ohne Grund. In der That die so verrufene Chevallerie hat etwas Herzerhebendes und Großes, und wir sollten wünschen, daß wir noch so lieben könnten *). Der Vorwurf trift jedoch den Cervantes

*) Die Chevallerie bei den Franzosen ist schon etwas anders, und es ist merkwürdig, was du Bos hierüber anmerkt (aber doch, wenn ich nicht irre, aus einem Englischen Schriftsteller). Die Franzosen, sagte er, fingen gerade damals an, sich zu cultiviren. Sie waren zu geistreich, um Barbaren zu seyn, aber nicht

des nicht nach dem Gerichte, das er wirklich enthält, denn Cervantes wollte nicht eine Thorheit durch das Lächerliche bemerklich machen, das in ihr liegt, sondern er scherzte über einen Gegenstand, der ihn Stoff zu lachen bot, als hätte er wol gewußt, daß das Lächerliche nicht der Prüfstein der Wahrheit ist, und es war vielleicht eben so wenig seine Absicht seinen Gegenstand lächerlich zu machen, als es Blumauers in Rücksicht Virgils gewesen seyn kann, als er ihn travestirte.

Noch von einer andern Seite müssen uns die Dichter dieser Nation interessant werden. Sie schildern, so zu sagen, nicht aus dem Gedächtniß, sondern durch Reflexion. Es scheint nämlich, als wenn unsere Dichter die Sitten, die sie schildern, sich selbst erst gewissermaßen zu eigen gemacht haben müssen. Daher gefallen sie sich oft gar zu sehr, wenn sie den Ton

nicht verständig genug, um einzusehen, was wahrhafte Bildung, und wahrhafte Anständigkeit in den Sitten sey. Dies leitete sie auf die Galanterie. Da sie sich überhaupt nie viele Mühe gaben, eine Sache zu ergründen, und das Wesen vom Scheine abzusondern, so nahmen sie auch hier das Eine für das Andere, und glaubten, ihre Natur hinlänglich veredel zu haben, wenn sie sich zur Ehre einer Princesse die sie wenig oder gar nicht liebten, in einem Turniere zehnmal aus dem Sattel heben ließen.

Digitized by Google

Ton der groſsen Welt in ihren Stücken ſprechen laſſen, und ihr Dialog enthält dadurch oft die unausſtehlichſte Geſchränktheit. Sie ſcheinen zu ſagen: „laſst die Sitten noch ſo kraus und unnatürlich ſeyn; wir ſollen ſehen, daſs wir doch die Männer ſind, die ſie ſich eigen zu machen wiſſen. Dies wollen wir euch zeigen, indem wir ſie euch darſtellen.“

Allein dies wird von keinem Dichter je verlangt. Sie ſollen ſagen: „laſst die Sitten noch ſo kraus und unnatürlich ſeyn, laſst Gewohnheit und falſchen Geſchmack ſie ſelbſt ſchön und natürlich gefunden haben: ſo ſoll es doch unſerm Scharfſinn gelingen, das Schlechte und Inconſequente ſogleich aufzufinden, und unſer Witz ſoll ſie euch gerade von der Seite zeigen, von welcher ihr dies am beſten wahrnehmen könnt.“

Indeſſen haben doch die meiſten ihrer Brüder unter einer berühmten und geſchmackvollen Nation dieſelbe Unart. Ich rede von einigen komiſchen Dichtern der Engländer. Der geſellſchaftliche Ton der in ihren Stücken herrſcht, iſt zuweilen unerträglich präzis. Die Urſach davon liegt, wie ich glaube, in dieſen Umſtänden. Die engliſchen Sitten haben etwas Prächtiges und ein ungemeines Leben. Der Dichter, welcher ſie darſtellen ſoll, verliehrt die Gleichmüthigkeit, die zum Beobachten erforderlich iſt, wird

selbst gefesselt, und das high life above stairs zieht ihn selbst zu gewaltig an, als daß er eine Wahl anstellen und überlegen könnte, was wol vorzüglich darstellbar seyn möchte. Er schildert also nach dem ersten Eindrucke, den sie auf ihn machen, seine Einbildungskraft bildet sie an dem Theile vorzüglich aus, an dem sie am liebsten verweilt, die Darstellung wird überladen, und die Sitten, welche in der Natur edel und groß waren, werden in der Darstellung starr und trotzend. In der That, man kann oft nicht eine englische Comödie lesen, ohne an jenen halbverrückten Sonderling zu denken, welcher, allein in seinem verschlossenen Zimmer, eine Reihe Stühle umherstellte, die auserlesenste und vornehmste Gesellschaft in Gedanken auf sie herumvertheilte, und dann mit diesen imaginären Wesen die geistvollste Unterhaltung flog.

Aber, überladen, oder nicht, es sind Sitten *). Die Nation erkennt sich, und nicht mit Verdruß. Die ausschweifendsten Stücke eines Wycherley, eines Vanbrugh, eines Farquhar, haben bei aller ihrer Wildheit, etwas ungemein Interessantes

*) Die Frage, ob die Charaktere in den Lustspielen übertrieben seyn dürfen, hat bekanntlich der feine Wyttus schon beantwortet.

kes, wegen der auſſerordentlichen Beſtimmtheit der Züge, welche die Charaktere ausmachen. Unſere Dichter ſehen auch oft manchen feinen Charakterzug, ſie bemerken vielleicht eine ſonderbare Erſcheinung bey dieſem oder jenen Individuo, aber ſie beobachten nicht. Sie wiſſen, ſo zu ſagen, das wohin und woher der Erſcheinungen nicht, die ſie bemerken, ſie kennen dieſen oder jenen Menſchen ſehr genau, aber ſie kennen den Menſchen nicht. Sie ſtellen daher gerade ſo dar, als ſie bemerkt haben, da ſie aber ſelbſt nicht zu motiviren verſtehen, ſo wiſſen nun die Züge, die an und für ſich oft recht fein ſind, nicht in ein Ganzes zu vereinen, und bemerkt ſie daher nicht. Man müßte oft, um zu verſtehen, was der Dichter mit dieſem Charakter eigentlich ſagen wolle, ſich gerade in der Lage befinden, in welcher der Dichter war, als er bemerkte.

Daher kömmt denn auch das unerträgliche Geſchrey, das ſie gegen die Kritik erheben. Sie berufen ſich auf ihr Gefühl, ihr Gefühl. Es muß gefühlt ſeyn, rufen ſie den Kritikern zu, fühlt ſo wie ich. Aber wenn ich ſo empfinden ſoll, als du, warum ſoll ich denn nicht gleiches Recht haben, von dir zu verlangen, daß du ſo empfinden ſollſt, als ich? Auf dieſe Weiſe wären alle Menſchen Dichter, und du wüßteſt nicht mehr, als jeder Andere. Du

fühls

fühle nicht wie ich, du nicht wie ich, wenn du wahrer Dichter bist, so suche ein Drittes auf, in dem wir uns begegnen können. Aus einem ganz besondern Humor (der keinesweges immer komisch zu seyn braucht) stellst du dir einen Gegenstand in einem ganz eigenen Lichte dar, mahlst ihn mit deinen eigenen Farben aus, und sagst, du habest gedichtet. Wohl an, hier ist ein Musenallmanach, und dort ein Journal, vielleicht daß diese die Mühe übernehmen, dein Gemählde aufzustellen, bis endlich ein Kennerauge es findet, um deine Empfindungen der späten Nachwelt zu überliefern — ich wünsche dir vielen Succeß, nur verlange nicht, daß ich so empfinden soll, als du.

Das komische Theater der Italiäner, wollen wir nur von der Seite betrachten, von welcher auf unsere Behauptung ein recht helles Licht geworfen wird. Wir finden bei den Italiänern ein recht einleuchtendes Beispiel, wie der Sinn einer Nation sich Behufs des Theaters in eine eigene bestimmte Gestalt concentriren, und sich durch seine innere Bestandheit auf dem Theater festsetzen könne. Ich rede von den sogenannten vier Masken des Italiänischen Theaters. Diese vier Masken bedeuten so viele bestimmte Charaktere, die man bei den vielen hervorstechenden Seiten die sie haben, bequem auffassen und auf

das

das Theater heben können. Man hat sich des Vortheils, den man sich aus einer Abwechselung in Charakter-darstellungen versprechen konnte, gern entschlagen, und man mag nun den Ueberschlag machen, welch ein Bedürfniß Bestimmtheit der Charaktere *) für ein Theater ist, wenn man hier sieht, wie die sonst so allgemeine und so starke Liebe für Veränderung, doch nicht stark genug gewesen ist, ein ewiges Einerlei zu verbannen, an dem man, unvermutheter Weise, ein weit größeres Vergnügen fand.

Was jenen Charakteren den Grad von Bestimmtheit gibt, ist noch, über die Eigenthümlichkeit, welche der Nationalsinn gibt, die Eigenthümlichkeit des Standes. Man wird hier nicht ohne Vergnügen gewahr, wie selbst jener auf diesen einfließt. Es sind nämlich diese vier Charaktere lauter Personen aus verschiedenen Provinzen Italiens, und jeder spricht den Dialekt seines Orts. Ihrem Stande

Nach

*) Dies ist aber ganz etwas Anderes, als Individualität. Die höchste Individualität ist noch nicht Bestimmtheit, und auf der Bühne, wie theils gezeigt worden, theils noch gezeigt werden wird, ein großer Fehler. Bestimmtheit hat ein Charakter, wenn er immer in demselben Tone ist, und ein Mensch von einem periodischen Charakter ist dennoch individuel.

Digitized by Google

nach sind sie: ein Doctor, (Arzt oder Sachwalter) ein Kaufmann, ein Bedienter — Arlechino — und ein Kuppler. Ihr Vaterland, das jedem Stande bleibt, und nie ausgewechselt wird, statt des Doctors: Bologna, und so der Reihe nach: Venedig, Bergamo, Ferrara. Es wäre unbegreiflich, wie es möglich wäre, ohne Ueberdruß immer dieselben Personen auf dem Theater zu sehen, die unter einander eine Intrigue knüpfen, deren Gang man gemeiniglich leicht vorhersehen kann, wenn wir nicht schon wüßten, welchem Bedürfnisse eine solche Veranstaltung antwortet. Die Forderung unserer Dichter bei Darstellung eines Charakters, den sie mit persönlichen Eigenthümlichkeiten überladen haben, daß der Zuschauer in die Individualität desselben so tief hineindringen soll, daß er sie so anschauet, als der Dichter, indem er dichtet, diese sonderbare Forderung ängstigt dort keinen Zuschauer. Er sieht hier Repräsentanten verschiedener Charaktere, von deren jeden er eine große Menge Individuen kennt, von denen sie die Merkmale aufgenommen haben, die Allen zukommen *). Er braucht sich also niemals die Frage auf-

zu-

*) Man kann hier einwenden: wie? soll ein jeder Zug des dargestellten Charakters auch bei jedem Individuo wirklich seyn? So müßte ja ein jedes Individuum gerade der Vorgestellte selbst seyn, und also bald ein Gauner, bald ein Narr? Ich antworte:

die

zuwerfen, wohin dieser Zug wol gehören möge? und fühlt also nie den Verdruß einer vergeblichen Bemühung diese Frage zu beantworten.

Das komische Theater der Franzosen ist unter uns das bekannteste. Wem ist es nicht bekannt, wie weit wir hier den Franzosen nachstehen, und wer sollte wol nicht sich verbürgen wollen, daß wir sie hierinn nie erreichen werden? Und doch stehet es nicht mehr auf dem Grade, auf welchen es Moliere erhoben hatte. Wäre das Lustspiel auch nicht auf dem Grade der Vollkommenheit geblieben, wenn es nur auf dem Wege geblieben wäre. Moliere sah, mit dem Blicke der Kritik, ohne den es kein wahres Genie geben kann, daß das Lächerliche nur in den Manieren ist. Die neueren Dichter haben sich von ihm entfernt, und suchen es in den Leidenschaften auf, welche doch an und für sich nicht lächerlich sind. — Doch auch selbst bei dieser Misleitung sind sie immer noch Muster im Komischen, und zwar vorzüglich in einer Gattung desselben: in dem höhern.

Auch

die Merkmale müssen sich einzeln bei jedem wiederfinden, aber sie brauchen nicht bei Jedem in der Verbindung zu seyn. Erst die Verbindung derselben macht den Charakter.

Auch hier finden wir die Ursach, welche uns durchgängig antrafen, wo wir ein Nationaltheater sahen — bestimmte Sitten. Diese Sitten sind aber, so zu sagen, gemacht, (des moeurs factices) und deshalb kann die Nation nur höhere Comödie haben. Die bekannte Eulabie dieser Nation nämlich, nach welcher Jeder es für billig hält, kleine Besonderheiten abzulegen, um sich einer gewissen conventionellen Norm anzufügen, schafft erst den Charakter der Nation. Ihr Charakter ist eine Verabredung, und gleichsam nur historisch zu erlernen. Bei andern Nationen kann man sich nur einzelne Individua geben lassen, um sich aus ihrer Handlungsweise, wenn sie natürlich sind, den Charakter der Nation selbst a priori zu schaffen. Wären hingegen von dieser Nation mehrere Individuen gegeben, die mit jenem conventionellen Charakter noch nicht bekleidet wären, so würde man nur die natürlichen Neigungen der Nation kennen lernen, nimmermehr aber ihre Sitten. Diese entstehen in ihnen erst durch Modifikationen jener, und ein Franzos wird zum gesellschaftlichen Leben initiirt.

Dieser Umstand gibt ihrem Komischen die Wendung, durch welche es zum sogenannten höhern wird. Ihre Comödie hat zwar zuweilen mit Contrasten zu thun, aber diese sind nicht von der Art, welche

welche sich durch Vergleichung mit Vernunftprincipien erheben, oder durch Widerspruch gegen allgemeine Gesetze, welche man in der Natur selbst gegründet glaubt, sondern solche, welche nur an die Conventionsformeln erinnern, die man beim Eintritte in die Gesellschaft hat unterschreiben müssen. Sie können daher nur ein Lächeln erregen, weil dasjenige, dem sie widersprechen, nicht so fest in unserer Natur gegründet ist, daß sie, durch erregte Verwunderung oder eine Anmahnung von einer allgemein gültigen Regel, eine Explosion bewürken sollte.

Allein das eigentliche Vergnügen an dem feinen Komischen beruhet noch auf etwas Anderm. — Man liebt alles das, was man erlernt hat. Die feinern französischen Sitten sind erlernt. Es muß daher dem Zuschauer aus der höhern Classe ein Vergnügen machen, gewisse Figurationen und feine Beziehungen, die ihm dargestellt werden, leicht entwickeln zu können, auf die er einen großen Werth zu legen gewohnt ist, und die er sich bewußt ist, selbst mit einiger Anstrengung sich zu eigen gemacht zu haben. Es ist dies also gewissermaßen ein gelehrtes Vergnügen, und es muß in der That einige Aehnlichkeit mit dem haben, welches man empfindet, wenn man mit gutem Erfolge sich mit wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt. —

So dürftig die Charakterzeichnung der verschiedenen Bühnen auch ausgefallen seyn mag, so wird sie doch für mein Vorhaben vollständig genug seyn, wenn man aus ihr wenigstens die Wahrheit erkennen kann: daß bei den Nationen, welche eine eigentliche Volksbühne haben, durchgängig eine merkliche Bestimmung des Charakters anzutreffen ist. Vielleicht, daß denn auch die angeführten Gründe stark genug sind, durch ihre Hinzukunft den Satz umzukehren, und ist eine allgemeine Wahrheit zu verwandeln: daß nämlich da, wo eine Volksbühne existiren soll, nothwendiger Weise ein bestimmter Charakter herrschen müsse.

Der natürlichste Einwurf nun, den ich jetzt erwarten muß, ist der: wie ist es möglich, daß man sich immer an allgemeinen Zügen, an einem bloßen Monogramm, einem Schema eines Charakters ergötzen könne? Dieser Einwurf führt mich durch seine Beantwortung auf den wesentlichsten Punkt, den ich in dieser Untersuchung anzugeben hatte.

Es ist wahr, es wäre unmöglich, an einer bloßen Summe neben einander bestehender Charakterzüge Gefallen zu finden, bloß weil sie allgemein bekannt sind. Allein dieses ist auch keinesweges mit der Behauptung, daß die Charaktere Allgemeinheit haben müßten, gemeint, sondern es können gar wol auch

in-

individuelle Charaktere mit jener angenommenen Allgemeinheit bestehen, und es wird nur behauptet, daß sie dieser beständig untergeordnet seyn müssen.

Es ist nämlich da, wo jene merkbare Bestimmtheit des Volkscharakters, von welcher so viel geredet worden, nicht ist, gar nicht möglich einen individuellen Charakter mit Intuition zu erkennen. Es Es ist bekannt, daß keiner mit irgend Etwas je sympathisiren kann, was mit seinem Zustande nicht einigermaßen in Verbindung steht, und von dem er nicht selbst etwas in sich hat. Mit dem Schmerze eines Königs, der seine Krone verlohren, wird nicht leicht ein wohlhabender Privatmann inniges Mitgefühl haben. Gerade so ist es, mit der Individualität der Charaktere. Ich erkenne gar nichts darin, wenn ich nicht wenigstens Etwas von ihm in mir habe. Nun bin ich aber von dem dargestellten Charaktere ganz und gar unterschieden, der Dargestellte ist z. B. ein Misanthrop, der die menschliche Gesellschaft flieht, der Zuschauer hingegen ist ein munterer Mann, der Welt und Menschen sucht und liebt. Wie soll er nun in dem Charakter etwas erkennen? wenn es auch nur so viel wäre, als genug ist, seine Aufmerksamkeit auf einen Augenblick festzuhalten! Vergebens! es ist kein Uebergang von dem dichterischen Charakter zu dem seinigen. Wo ist nur der

zu finden? — Einzig und allein in jener Allgemeinheit der Charaktere.

Man nehme den Misanthrop des Moliere. Wir finden in ihm — nicht jene wilde Excentrizität, die selbst in der Darstellung beleidigen würde — sondern eine gewisse Modifikation des allgemeinen Charakters, durch welche der seinige erst bestimmt wird. Man sieht noch immer die Geschliffenheit seiner Nation in ihm, er hat nichts Hartes, Grollhaftes, und seine Bizarrerien stehen ihm gewissermaßen wohl an. Er sucht nicht seine Grundsätze andern aufzudringen, und bemühet sich nicht, sie in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Er prahlt und poltert nicht, und ein

„l'ami du genre humain n'est point du tout mon fait"

ist vielleicht das Höchste, was er sich erlaubt. Auch sagt er dies nur, um seinen Freund, der nicht aufhört, ihn zu bringen, geschwind abzufertigen, und um ihn das, was er wissen will, gleichsam summarisch mit einem male wissen zu lassen. Er giebt seinen Charakter mehr durch Unterlassen, als Handeln zu erkennen.

Moliere wußte, daß ein Mann seiner Nation, wenn er in die Lage kömmt, mit der ganzen Welt und den Men-

Menschen unzufrieden zu werden, diese Züge in dem Nationalcharakter wegzulassen, jene so umändern, und andere neue von dieser Art hinzuthun müsse. Der Zuschauer kann also in dem dargestellten Charakter unterscheiden, was ihm zugehört, und was dem Dargestellten eigenthümlich ist. Indem er nun jene nationelle Züge, die auch ihm zukommen, leicht auffassen kann, findet er einen Leitfaden, der ihn in die dargestellte Situation selbst hineinführt. Wenn er sich erst diese einmal gedacht hat, so kann er in der Betrachtung derselben durch nichts gestört werden, weil er auf keine heterogene Bestandtheile trifft, die ihn aufhalten, und er immer in der Ueberzeugung bleibt, daß, wenn er selbst einmal in jene Lage käme, sie ihn unter denselben Bedingungen treffen würde.

Es soll nun ein Englischer Dichter jenen Charakter seiner Nation darstellen. Wycherley bringt jenen Pariser Misanthropen auf das Theater von London. Was wird nun aus ihm werden? Man glaubt vielleicht, ein spleenvoller Lord, den sein Ueberfluß übersatt gemacht hat, und der nicht leben will, wenn er nicht der Menschheit ihren Tribut durch Leiden abbezahlen soll? — Ach nein! Hypochondrie paßt nicht auf das Theater *), und überdem ist Unzufrie-

*) Einige unserer Dichter scheinen gleichwol zu glauben, daß sie doch wol ein Gegenstand der Dichtkunst über-

heiten und Grille noch nicht Misanthropie. Zuerst verliehrt der Misanthrop von Drury-Lane jene französische Geschliffenheit, er tritt mit seinen Grundsätzen überall heraus, und kann nicht begreifen, wie andere Leute nicht auch so vernünftig denken, wie er, ja, der allgemeine Charakter fließt auf seinen individuellen so sehr ein, daß er selbst einige Grundzüge in dem Innern seines Charakters verändert, welche ihm mit jenem, da das Aehnliche doch zuletzt auf etwas Gleiches treffen muß, völlig gemein seyn sollten. Der Misanthrop vom hotel de Bourgogne verliehrt unter den Händen des Engländers, der ihn in seine Formen gießen will, eine Eigenthümlichkeit nach der andern, und wird zuletzt ein beinahe ganz anderes Wesen — ein Geradezu — (plain — dealer).

Nun soll ein deutscher Dichter von der Vortreflichkeit jener Darstellung gerührt, auf den Einfall kommen, den Charakter für seine Nation nachzubil-

den

überhaupt seyn könne. Sie bringen daher mit vielem Fleiße ihre hypochondrischen Grillen in Vers und Reim, und glauben etwas recht Schönes ausgerichtet zu haben, wenn sie uns recht deutlich gesagt haben, daß der Mensch ein elendes Geschöpf, und die Welt ein Angstthal sey, aus dem man sobald als möglich fortzukommen suchen müsse.

den. Was wird nun aus ihm werden? Er sollte die unwesentlichen Bestandtheile jenes persönlichen Charakters ausheben, die allgemeinen Charakterzüge der Nation weglassen, und jene dafür mit den Verschiedenheiten umgeben, die er aus seiner Nation nähme. — Aber nun wird er nicht gewahr, daß seine Nation dergleichen allgemein bekannte und leicht zu unterscheidende Merkmale in sich trage, mit denen er jene Grundzüge umgeben, und dadurch, was er wollte, die Copie dem Urbilde im eigentlichen Verstande ähnlich machen könne. Was thut er in dieser Verlegenheit? Er copirt entweder das erste das beste Individuum, in welchem er einen Misanthropen zu erblicken glaubt, oder er bauet aus eigenen Materialien einen Charakter zusammen. Hier ist er nun an gar keine gewisse Regel gebunden, die auf ihn, wenn auch unbewußt, einfließen könnte, sondern indem er jene eigenthümlichen Züge, die er sich ein für allemal gemerkt hat, anbringen will, wird er sie mit andern, die ihm seine Phantasie und Laune, bald glücklich, bald unglücklich eingibt. Hieraus entsteht nun ein eigenes sonderbares Geschöpf, aus dem oft kein Mensch klug werden kann, als allenfalls der Dichter, wenn er sich noch der Art erinnert, auf welche sich seine Dichtung in ihm entwickelt hat. Die Züge, die er in seinem Urbilde wahrgenommen hatte, waren ungefähr eine gewisse Härte, welche aber ein

gentlich weiter nichts, als gleichsam ein Hemmschuh war, der ihn verhindern sollte, sich nach seiner ganzen Liebe mit dem Menschengeschlechte zu vermischen, weil unerwiederte und betrogene Liebe die schmerzhafteste Empfindung ist — Unwillen über Unvollkommenheiten, die mit seiner Neigung für das Gute contrastiren, ein Unwille, der im Begriff ist, in Verdruß überzugehen, — eine gewisse Einseitigkeit, die von einem zu starken Gefühle seines gegenwärtigen Zustandes herrührt, und dergleichen. Diese Züge nun merkt sich der Dichter, aber da er sie nicht mit andern verflochten kann, welche dem Charakter auch außer ihnen, und ohne Rücksicht auf Individualität zukommen, so fehlt ihm eine Leitung, welche sie durch den ganzen Gang der Handlungen, und alle ihre Wendungen führen könnte. Jene Züge werden also nur zuweilen angebracht werden können, und was das Schlimmste ist, sie werden oft zur Unzeit, oft in zu grellem Lichte angebracht werden. Es scheint dann, als ob der Narr (wenn wir dies Wort in seiner gelindern Bedeutung nehmen) zuweilen lucida intervalla habe, und als wenn der Dichter glaube, daß, so wie der Weise doch nicht immer weise seyn könne, man auch billigerweise nicht von seinem Narren verlangen könne, daß er immer närrisch sey. So viel sieht man, daß er oft aus seinem Charakter ganz herausgeht, und wie ein anderer Mensch han-

delt,

heit, und daß es dem Zuschauer vorkömmt, als wenn der Handelnde sich zuweilen besinne, daß er ja einen Charakter zu spielen habe.

Man sehe den Misanthrop in Menschenhaß und Reue, und den Engländer in Schröders vernünftigem Narren. Nichts ist wankelmüthiger als diese beiden Charaktere. Bald sieht man in ihnen die tiefste Schwermuth, die auf Selbstzerrüttung ausgeht, bald sind sie so wohlgemuth, daß sie ihre Angelegenheiten mit der größten Unbefangenheit betreiben. Man weiß daher nicht, wohin man sie bringen soll, weil man in ihnen weiter nichts erkennt, als Leute, die nicht so handeln wie wir. Der französische und englische Misanthrop hatten außer ihrem Charakter noch den der Nation, und man durfte jenen von diesem abziehn, um zu wissen, was das Uebrigbleibende sey, es sind Narren, die die ganze Nation angehen, der Kotzebuische oder Schröderische hingegen ist ein Narr ganz für sich allein.

Ich weiß nicht, ob diese Gründe stark genug sind, um für die Verneinung der Frage entscheidend zu seyn: ob wir höheres Komisches haben können. Eine andere Frage ist es, ob wir viel dabei verlieren, wenn wir es nicht haben. Es ist diese Frage noch neulich von einem bekannten französischen

Schriftsteller aufgeworfen worden. Mercier behauptet in der Vorrede zu seinen fictions morales, daß die Erregung des Lächerlichen unnütz, ja, daß sie schädlich wäre, und daß wir wichtigere Angelegenheiten hätten, als kleine Ridicüls zu bestreiten, die wir doch nie vertilgen würden. Die Stelle ist zu merkwürdig, als daß ich sie nicht hier übersetzen sollte, zumal, da sie auf ziemlich lehrreiche Betrachtungen über die Natur des Lächerlichen führen wird. Sie lautet so:

„Man kann nicht leicht eine Thorheit ablegen, „ohne dafür eine neue aufzunehmen, und oft tauscht „man eine weit größere ein. Sollte nun ein Schriftsteller nicht weise handeln, sollte er nicht sein Ziel „weit sicherer erreichen, wenn er alle seine Pfeile nur „gegen das Laster richtete, es aus seinem Dunkel „aufjagte, und ihm mit kühner Hand die Maske abzöge? Die Tugend, in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit dargestellt, würde einen desto lebhaftern Eindruck machen, je wichtiger der Gegenstand wäre, auf den sie hinzöge würde, und wichtiger würde er seyn, „weil er umfassender ist. Der Tugendhafte — man „weiß es nur zu gut — hat oft lächerliche Charakterseiten, da hingegen der verschlagenere Lasterhafte „dergleichen kleine Unebenheiten sorgfältig von sich „abhält, um seine Laster desto besser im Verborgenen

„halten zu können. Heißt es nicht die ehrwürdigen
„Vorschriften der Moral entheiligen, wenn man sie
„von ihrem eigentlichen Gegenstande abwendet, mit ihrem
„ganzen Nachdrucke gegen kleine Fehler wendet, welche
„nur aus Conventionen entspringen, gegen unbedeu-
„tende Irrungen, gegen Nichtse, welche in der Welt
„oft das höchste Gesetz sind? Was wird die Folge
„davon seyn? — Sie werden gegen den verderbten
„Menschen ihre Stärke nicht beweisen können, wel-
„cher, durch Hülfe jener kleinlichen Gesetze, die er
„gewissenhaft beobachtet, unschuldig scheint, indessen
„er allein den Vorwurf und die Verabscheuung der
„Welt verdient. Was würde man zu einem Arzte
„sagen, der bei dem Bette eines Kranken, den ein
„heftiges Fieber verzehrt, statt heilsame, obwohl viel-
„leicht heftige Arzeneien zu verschreiben, ein Wasser
„für die Gesichtsfarbe verschriebe? Sollte man so
„lange noch ein Laster auf der Welt sein, es wohl wa-
„gen, an kleine Lächerlichkeiten zu denken, von de-
„nen man die Menschheit befreien will? und dennoch
„bestrafet man diese vorzüglich, und man kann viel-
„leicht dreist behaupten, daß, wenn diese ganz ver-
„bannt seyn könnten, der höchste Grad von Verderbt-
„heit da seyn müßte. Man sieht es ja augenschein-
„lich: man vermeidet durchgängig das Lächerliche,
„und das Laster zieht seinen guten Nutzen davon.
„Soll ferner die Feder des Schriftstellers nur dem

„klein-

„kleinlichen Unbedeutende seines Zirkels dienen? Wie „mit dieser boshaften Schadenfreude, welche über die „Schwächen unserer Brüder triumphirt! warum sollten wir nicht für sie jene weise Nachsicht haben, „welche unsere schwache Natur so nöthig hat? Spaten wir unsere Verachtung, unsern Haß, für das „Laster auf, welche die Menschheit unglücklich machen, wir würden sie hier nur zu sehr gebrauchen! „und was hat man denn auch am Ende gewonnen, „wenn man einige bizarre und vorübergehende Gewohnheiten vergessen oder verachten lernt? Gesetzt „auch, ein Mensch gehöre nicht den Sitten seiner „Nation an, was kann man ihm vorwerfen, wenn „er der Tugend angehört? Alles Uebrige ist von keiner Wichtigkeit, der Schein muß bald verschwinden, „und die Eigenschaften des rechtschaffenen Mannes „bleiben allein zurück, und zeigen sich den Augen der „Wahrheit und Gerechtigkeit. Wie oft hat man „Fehler in die Acht erklärt, die im Grunde der Keim „zu erhabenen Tugenden waren? Es wäre zu wünschen, daß jeder Schriftsteller vorzüglich aufmerksam „auf das wäre, welches, als der Gesellschaft vorzüglich schädlich, bekämpft werden müßte. Wenn die „Satyre sich weniger in das Detail einließe, weniger kindisch wäre, so würde sie eine ganz andere „Stärke haben. Die Herzen sind nur berührt „geworden, weil sie Ungeheuer erlegten. Dann

„würde

„würde der Sieg herrlich und nicht mehr zweifelhaft „seyn. Dann würde man nicht Schwachheiten, sondern „das Laster angreifen, und es würde kein anderes „Lächerliche mehr geben, als die Niederträchtigkeit. „Dann würde der Charakter des Menschen nicht mehr „unter einem Haufen von kleinen Gesetzen erdrückt „werden, die eben so falsch, als tyrannisch sind. „Jeder würde seyn können, wie er ist, ohne daß er „zu erröthen brauchte. Die Moral würde simplifi„cirt seyn. Es würde dann nur zwei Menschen„classen geben, gute und schlechte Menschen, ein „Mittleres gibt es nicht, und man muß entweder zu „der Einen, oder zu der Andern gehören.“

Mit so vieler Beredsamkeit Mercier seinen Vortrag auch anempfiehlt, so werden wir doch leicht sehen können, wie viel wir verliehren würden, wenn wir ihn annähmen.

Mercier hat sich von seinem Eifer für die gute Sache zu weit führen lassen. Die Unvollkommenheiten in der moralischen Welt haben bei ihm einen solchen Ernst erregt, daß er nun gar nicht wieder lachen will.

Es ist wahr, einen Mann, den wir auslachen, werden wir nicht schätzen, aber werden wir aufhören, ihn zu verehren, wenn wir einmal über ihn gelacht haben?

Mercier steht in dem Wahne, daß die Moral das Laster, und die Satyre das Lächerliche in den Sitten aufheben sollen. Allein so lange Menschen Menschen bleiben, wird das wol nie erreicht werden. Von dem Lächerlichen hat Mercier schon angemerkt, daß es nicht zu vertilgen sey *), aber hofft er denn je, das Laster zu vertilgen? Das kann selbst die Religion nicht, viel weniger ein erbaulicher Schriftsteller, welcher moralische Dichtungen schreibt. Wenn dieser glaubt, einen Lasterhaften durch bloße Schilderungen zu vermögen, tugendhaft zu werden, so kennt er die Tugend und das Laster so wenig, als seine Kunst. Alles was er thun kann, ist, uns unvermerkt ein solches moralisches Gefühl beizubringen, daß das Laster uns weniger vorbereitet findet, es aufzunehmen. Ueberdem sind Untugenden gar nicht von der Natur, daß sie in der Darstellung Abscheu erregen sollten. Unse-

*) Auch du Bos bemerkte schon, daß das Lächerliche nicht erschöpft werden könnte. Nur hätte er dann nicht hinzusetzen müssen, daß Moliere kaum den vierten Theil davon benutzt hätte. Hieraus würde folgen, daß nun noch drei Molieres aufstehen müßten, um es zu erschöpfen. Doch ist seine Meinung freilich mit der, von welcher hier die Rede ist, nicht ganz dieselbe. Du Bos sagt, man kann alles das was lächerlich ist, nicht vollständig angeben, Mercier behauptet, daß man es nie dahin bringen könne, das Lächerliche ganz aufzuheben.

Unsere Phantasie läßt die Züge weg, die ihr nicht gefallen, so viele Mühe sich auch der Dichter gibt, sie ihr aufzudringen. Sie sucht und findet gar bald Ausflüchte ins Mitleiden, in Betrachtungen über Ursach und Wirkung, und in mancherlei Rührungen. Der Dichter fühlt zuweilen den höchsten Schmerz über moralische Unvollkommenheiten, und sucht ihn seinem Leser mitzutheilen. Aber vergebens! dieser nimmt ihn nur aus der Darstellung, und schafft ihn in eine Rührung um.

Das Laster findet seinen Gegengift in der Religion und Moral. Wir können das Laster nur hassen, wenn wir die Tugend lieben. Diese wird uns (durch Religion) gebothen, und moralische Schriftsteller empfehlen sie uns an, weil sie liebenswürdig ist, sie können also nur mittelbar gegen das Laster dienen.

Worinn finden nun aber kleine Unvollkommenheiten, welche Lachen erregen, ihren Gegengift? In der Moral? Das wird keinem einfallen. Und demnach sehen wir, daß Mercier sich diese Insinuation erlaubt. Er spricht von Entweihung der geheiligten Gesetze der Moral, indem wir sie gegen das Lächerliche wendeten. Wer thut das aber? Er macht eine Gewissenssache daraus, aber in der That, wir wären

wenn

wenn wir uns dieses Mittels bedienten, weiter nichts als Thoren, die gegen ihren eigenen Vortheil handeln.

Dieser Gegengift nun, ist allein — das Lächerliche. Mercier verkennt ganz und gar die vortreflichen Dienste, die das Lächerliche der Moral leistet, der es dient, indem es ein Amt übernimmt, welches die Moral sehr ungeschickt verwalten würde.

Die Schwächen der Menschen will Mercier nicht dargestellt haben, weil sie Nachsicht verdienen, und in der Darstellung Lachen erregen, welches der Erwekkung jener hinderlich seyn soll. Freilich, wenn man dieses Lachen als einen Triumph über wahrgenommene Unvollkommenheiten darstellt, so möchte es sich mit der verlangten Nachsicht wohl nicht gut im Vertrage denken lassen. Aber muß denn jedes Lachen ein Hohnlachen seyn?

Und wie, wenn es sich fände, daß wir für jene Unvollkommenheiten nicht Nachsicht haben könnten, wenn wir nicht über sie lachen lernten?

Und so ist es in der That. Es ist ein sonderbarer Zug in der menschlichen Natur, daß sie über Laster selbst nicht so erzürnt, als sie über Schwächen erbittert wird. Die meisten Freundschaften werden auf diese Weise getrennt. Wir können die Laster eines

eines Freundes hassen, und ihn selbst noch lieben, aber seine kleinen Schwächen hassen wir, vorzüglich wenn sie mit den unsrigen zusammentreffen, und von dem Augenblicke hören wir auf, ihn zu lieben.

Was könnte uns nun willkommener seyn, als ein Mittel, welches es uns recht augenscheinlich machte, daß jene Unvollkommenheiten nur gering sind, und daher keineswegs verdienen, daß wir über sie erzürnen? Und welch ein Mittel kann hierzu wol passender seyn, als das Lachen, gerade aus dem Grunde, aus welchem es Mercier verwirft, daß es uns das, worüber wir lachen weniger schätzen läßt?

Nur nicht ganz in dem Sinne weniger schätzen, in welchem es Mercier nimmt. Er scheint zu glauben, daß die Kunst, Lachen zu erregen, auf weiter nichts ausgehe, als darauf, ein permanentes Lächerliche auf dasjenige zu heften, worauf sie sich verwendet. Allein das ist gar ihre Absicht nicht. Sie will nur in uns eine Fertigkeit erwecken, das Lächerliche aufzufinden, und lehrt uns, über kleine Unvollkommenheiten uns zu belustigen (nicht, weil sie Unvollkommenheiten sind, sondern weil jeder Contrast, wo wir bei dem Bedingten die Bedingungen nicht finden,

uns in einer Suspension erhält, die sich nicht anders, als in einem Lachen entscheiden kann, welches, zufälligerweise, Vergnügen erweckt) statt, daß wir über sie ergrimmten, so lange wir sie für wichtig hielten.

Das Lachen ist also eine Wohlthat, und für die Moralität von dem besten Nutzen. Der Dichter, der der Moral dienen will, suche entweder unser moralisches Gefühl zu stärken, oder er mache uns fertig das Lächerliche da aufzufinden, wo es sich versteckt hält, vergebens wird er sich bemühen, verjährte Laster aus der Brust der Sünder zu reißen.

Es hat indessen eine Bemerkung, die Mercier bei dieser Gelegenheit macht, ihren guten Grund. Er sagt, eine Nation, die nichts Lächerliches mehr an sich hätte, müßte auf der höchsten Stuffe der Verderbtheit stehen. Das Laster zieht sich zurück, und ist aufmerksam. Seine Stille ist die schauderhafte Stille eines Todtenhauses. Der Lasterhafte hat nicht jene freimüthige Unbefangenheit, welche wol kleine Dissonanzen in Maniren und Sitten hervorbringt. Als die Römer jenen Grad von Verderbtheit unter den Kaisern erreicht hatten, verschwand auf einmal

die

Digitized by Google

die Comödie. Die Leute konnten nicht mehr lachen *). —

Laßt uns also nie verlernen, über das Lächerliche zu lachen! Wenn wir nicht beim Komischen der höhern oder mitteln Gattung uns lächelnd freuen können, so können wir vielleicht diese Freude im höhern Maße beim Burlesken genießen.

Aber vielleicht wird sie uns auch hier verdorben! Vielleicht verderben wir sie uns selbst! Wir können nicht über einen Herzog Michel lachen, ohne uns zu

*) Es hat in der That das Ansehen, als ob zu dem Lächerlichen der Comödie nicht allein ein ungemein scharfsinniger Witz, sondern auch ein reines Herz erfordert würde. Voltaire, den der Witz selbst in seinen ernsthaftesten Untersuchungen übermeisterte, bei dem Witz die Grundlage aller Seelenkräfte war, schrieb nur mittelmäßige Comödien. Er wollte nicht lachen sondern auslachen, seine Einfälle sollen vernichten und tödten, sein Witz ist ein bösartiger Krampf. Ueberhaupt wenn man überdenkt, wie mancherlei Vollkommenheiten zusammentreffen müssen, um einen guten komischen Dichter zu bilden, so sollte man an Buttlers scherzhafte Aeußerung, daß ein vollkommenes Lustspiel das höchste Produkt des menschlichen Verstandes sey, anfangen, in allem Ernste zu glauben.

schämen; unterdeß selbst der delikate Franzos seine Sganarelle belachet, und bei den derben Charakteren, wie sie ein Marivaux zuweilen schildert, recht herzlich froh seyn darf.

Die Art, wie wir uns bilden, verdirbt uns diese Freude. — Unsere Cultur besteht mehr in einer Abweichung von dem Gewöhnlichen, als in einer Veredlung des weniger Edeln. Nun setzt das Burleske gerade den Zustand voraus, von welchem wir uns, durch Veredlung oder bloße Abweichung — erhöben haben. Ist dies durch Veredlung geschehen, so wird das Bewußtseyn, daß wir etwas Besseres sind, als das Dargestellte, unser Vergnügen mehr befördern, als ihm hinderlich seyn; wo wir hingegen die Ueberzeugung haben, daß wir nur etwas Anderes sind, ohne daß wir uns sagen könnten, daß wir etwas Besseres seyen, da wird uns eine vergebliche Bemühung, uns zu erheben, Verdruß genug machen, um es an dem Dargestellten durch Verachtung zu rächen. In der That, das Gefühl von Scham, welches uns bei Darstellung der Sitten von Personen aus niederen Classen, anwandelt, hat, wenn ich es gerade herausſagen soll, sehr Vieles von dem Bauernstolze, mit der sich ein parvenu seiner armen und niedrigen Anverwandten schämt. — Doch

diese

dieſe Unterſuchung hat zu viel Feinheiten, als daß ich ſie erſchöpfen könnte; genug, man ſiehet, worauf ſie am Ende herauslauft — zu beweiſen nämlich, daß uns wol ſchwerlich je die Freude werden wird, uns am ächt Komiſchen zu vergnügen *). —

*) Die Bemerkungen, die ein geſchmackvoller Deutſcher über die Darſtellung der Sitten aus den niedern Ständen, zwar nicht in Rückſicht auf deutſche Kunſt, machte, verdienen hier vorzüglich eine Beherzigung „Comment", ruft er aus „ce ne ſeroient que les illuſtres fainéans, les cordons de toutes les nuances, les gens à croix et à clef, dont les démarches mériteroient le coup d'oiel du citoyen obſervateur? Les Richardſons, les Fielding, les Marivaux, étoient donc des artiſtes bien mal-adroits, pour avoir puiſé à la ſource, pour avoir réveillé notre attention ſur ce pauvre petit peuple ſi decrié, dont on ne ſauroit cependant ſe paſſer un inſtant, qui dirige notre premiere éducation, et qui, pour trancher le mot, ſert de maitreſſe-roue dans la plupart des entrepriſes. Il n'y a point de héros pour ſon valet de chambre, a - t - on dit Tel paſſe pour le maitre de la maiſon, pourroit-on ajouter, qui n'eſt que le jouet de ſes domeſtiques. Point de dénomination plus impropre que celles des claſſes inferieures. On a pouſſé l'impéritie jusqu'à les appeller baſſes. Dans le circle immenſe qui circonſcrit l'exiſtence de tant de milliars d'êtres, quel individu ſeroit aſſes préſomptueux pour vouloir s'ériger en juge des rangs et de la préſéance? Qui ſauroit nous dire où s'appuye l'échelles et où elle aboutit? Non, je ne puis croire, qu'on ait été faché de voir agir ceux avec lesquels on eſt obligé de vivre? Peut-être n'a-t-on été qu'un peu ſurpris de voir le rôle important que ces

des classes inférieures, (puisqu'il faut les nommer ainsi) jouent sur ce théatre bigarré, qu'on appelle la vie. Certes, le profit ne seroit pas mince, si l'on eût appris à tirer un parti plus noble de cette portion nombreuse du genre humain, qu'on se plait à ravaler, pour avoir à s'en plaindre. " Man sehe die „Lettre d'un Etranger à une Dame de Lausanne. "

Ueber

Ueber
die Tragödie der Deutschen.

Es ist ein sonderbares Gefühl, daß man hat, wenn man zum erstenmale ein Trauerspiel im Sophokles oder Euripides gelesen. Ist es möglich sagt man sich, daß dieses Stück eine so erschütternde Sensation erregt haben sollte, als uns von den Schriftstellern der Alten versichert wird, daß die Griechen bei der Darstellung ihrer Trauerspiele gefühlt haben? Es frage sich ein Jeder, der aufrichtig genug ist, seine Gefühle gelten zu lassen, was sie sind, ob dies nicht seine Gedanken gewesen, nach der Lectüre selbst eines Philoktet oder Oedipus. Es ist unmöglich, vorzüglich in den Jahren, in welchen man mit diesen Dichtern bekannt zu werden pflegt, daß man in dieser rohen und festen Masse inniger Empfindungen etwas unterscheiden und erkennen sollte. Es ist unmöglich sie so roh und stark als sie sind, nachzuempfinden, und erst spät lernen wir die Kunst, diese innig und fest in einander verwebten Empfindungen zu scheiden, und sie einzeln darzustellen.

Die

Die Werke der Griechischen Tragiker sollten also nur das Studium des Philosophen seyn, der der Geschichte der Menschheit nachforscht. Der Dichterling, welcher den Sophokles voll Innbrunst an sein Herz drückt, heuchelt und lügt, man kann ihm beweisen, daß er nichts empfindet. Man kann sich freuen über einzelne Züge der schönen unverdorbenen Natur, die aus den Werken der Alten uns so herrlich ansprechen, wir können dabei mit einem Seufzer ausrufen: möchten wir doch noch so empfinden können! aber das Herz des Griechischen Dichters mit unserm Herzen zu belauschen, das ist so unmöglich, als uns einen Achill vorzustellen, den wir, so sehr wir uns auch zieren und sperren, dennoch unter dem Bilde eines Dragonerlieutenants denken müssen.

Wir haben Bewegung, die Alten hatten Kraft. Die Alten hatten das Schöne, wir kennen nur das Interessante. Eben so wenig als der bloße Freund der schönen Kunst, auch ein noch so inbrünstiger, an den Kunstwerken der Alten Gefallen finden kann, und nur ein Kenner und Philosoph, der über das Verhältniß der verschiedenen Zeitalter und der Menschen in diesen zu einander, nachgedacht hat, ein richtiges Urtheil darüber zu fällen vermag: eben so wenig kann der bloß gefühlvolle Mann, wenn er auch ein noch so warmes Herz trägt, unmittelbar durch

sym-

Digitized by Google

sympathetische Gefühle an einem Griechischen Tragiker Gefallen finden.

Ich will hier nur einen Umstand angeben, welcher vorzüglich betrachtet werden muß, wenn man die Verschiedenheit und fast gänzliche Unähnlichkeit unsrer und der Griechischen Tragödie erklären will. Vielleicht ist er so wichtig, daß aus ihm nur allein der Entstehungsgrund der Griechischen Tragödie erkannt werden kann, und daß er, da er sich bei uns nicht findet, den einzigen Grund jener Verschiedenheit angibt, indem er uns entdecken läßt, daß wir eine Tragödie, in dem Verstande, in welchem die Griechen das Wort nahmen, gar nicht haben können.

Es ist dieser Umstand nichts Anderes, als: der verschiedene Gesichtspunkt, aus welchem das Uebel betrachtet wird.

Es ist eine wichtige und lehrreiche Untersuchung, den Gesichtspunkt aufzusuchen, aus welchem die verschiedenen Nationen das menschliche Elend betrachtet. Man kann hier, selbst klärer als aus großen heroischen Handlungen, die man oft von merkwürdigen Verirrungen der Natur schwer unterscheiden kann, und aus niedrigen verrätherischen Zügen nichtswürdiger Menschen, die man oft wieder für bloße Folgen

unrichtiger Vorstellungen ansehen sollte, es einsehen lernen: wie groß und wie klein der Mensch ist. Wohl der Nation, welche das Unglück nur als eine merkwürdige Naturerscheinung betrachtet, die sie nicht erklären kann, von der sie aber auch nicht zu Boden geworfen wird.

Die Griechen, diese Urheber aller Dialektik, und selbst bis jetzt noch unübertroffene Meister in derselben, haben es sich nie einfallen lassen, das Uebel mit der Vollkommenheit der Welt in Verbindung zu bringen, und nur in unsern Zeiten konnte es dem Dünkel, oder dem Vorwitze der ci - devant Metaphysik einkommen, den Gedanken zu äußern, und, wie man es von ihr erwarten kann, seine Realität sehr bündig zu beweisen, daß das Uebel sich in Vollkommenheit auflöse, und nur des Guten wegen da sey, ein Gedanke, den man geradezu für thörigt erklären könnte, wenn ihn nicht der größte deutsche Mann des vorigen Jahrhunderts gehabt hätte.

Die Griechen haben das Uebel nie ontologisch betrachtet *). Sie betrachteten es nicht, um es

*) Ich will sagen, sie versuchten keine Analysis des Uebels, wenn sie es auch, wie sie es oft gethan haben, analysirten. Der Gedanke eines Stoikers:

vermeiden zu lernen, und sich dagegen zu bewaffnen, oder nach einem gegenwärtigen Anlasse, aber auch nicht nach einem bloßen Interesse der spekulirenden Vernunft, welche immer gern ein geschlossenes System haben will, und daher jeder Erscheinung, welche nicht hineinpassen will, dadurch eine Stelle verschafft, daß sie sie gewaltiger Weise mit einer andern verknüpft, welche sie schon erklärt zu haben glaubt: sondern sie betrachteten es, als wäre es von seinen Wirkungen unterschieden, und es interessirte sie als eine Erscheinung an und für sich selbst. Diese Betrachtung war nicht Grübelei, welche gern unterscheiden, und Endursachen auffinden will, sondern es war eine beständige in demselben Tone gespannte Aufmerksamkeit, voll Verwunderung, die nicht in Schwärmerei, und voll Ernst, der nicht in Trübsinn ausartete. Nur durch eine natürliche Verbindung, empfanden sie in diesen Betrachtungen ihr eigenes Verhältniß zu dieser Naturbegebenheit, (denn so müssen wir das Uebel nennen, so lange wir im Namen der Griechen von ihm reden) und diese Anstrengung nach einiger Erkenntniß, von der sie doch vorher wußten, daß sie hier

kers: „es gibt kein Uebel" ist nicht sowol als ein Ausspruch einer Philosophie anzusehen, sondern als der Grundsatz eines erhabenen Menschen, der das Uebel durchaus nichts über sich will abgewinnen lassen. Um ein Stoiker zu werden, mußte man es gewissermaßen schon seyn.

hier gar nicht statt haben könne, und das Gefühl ihres so engen Verhältnisses zu der betrachteten Sache, mußten, zusammengenommen, nothwendiger Weise, jene sonderbare Empfindung hervorbringen, die wir, nach unsern Umständen, und nach unserer Vorstellungsart, gar nicht mehr haben können. Was dieser wehmüthigen Empfindung nun noch den höchsten Adel, und die höchste Stärke gab, war, da sie keine Philosophie hatten, die sie beruhigen, und keine Religion, die sie trösten konnte, das innige Bewußtseyn einer stärkern Gegenwehr, und einer Ueberlegenheit über das Uebel selbst, welches ihren starken Seelen nicht anders als beiwohnen konnte *).

So

*) Wenn es nicht das Ansehn von Schwärmerei hätte, so möchte ich behaupten, daß selbst ihre Ausrufungen einen Schmerz bezeichneten, der aber in der Brust gewaltig zusammengedrängt, und dann erst ausgedrückt worden. So läßt sich ihr Φεῦ, Φεῦ, ihr παπαῖ, ihr ἀτατᾶι wenigstens aussprechen. Das Φεῦ ist offenbar ein Seufzer. Es macht den Jamben immer um einen Fuß zu lang, und man muß daher annehmen, daß, nachdem es ausgesprochen worden, eine Pause erfolgt, welche so lange gedauert, als Zeit erfordert wird, einen Jambus auszusprechen, welcher um einen Fuß zu kurz ist.

Die Griechischen Helden erlauben sich oft sonderbare Spitzfindigkeiten, wenn sie ihren Schmerz ausdrücken, und man weiß oft nicht, wie man dergleichen mit ihrer edlen Einfalt reimen soll. Aiax, der in

So war schon die bloße Betrachtung des Uebels in abstracto mit einem wehmüthigen Gefühle begleitet, und man weiß nicht, ob man sagen soll, ihre Betrachtung sey vielmehr Gefühl, oder ihr Gefühl vielmehr Betrachtung gewesen.

Da sie nun aber diese Betrachtung nirgends anknüpfen konnten, so ward sie bei ihnen immer gleichsam schwebend erhalten, und mußte daher bei der geringsten Berührung wieder in Bewegung kommen *).

Der

in dem höchsten Schmerze, mehrere Male αἰ αἰ αἰ αἰ ausgerufen, sagt, er hätte doch nimmer geglaubt, daß sein Name (Αἴας) je mit seinem Schmerze so übereinstimmen würde. — Gerade auf solche Spitzfindigkeiten kann ein Mann kommen, der seinen gewaltigen Schmerz bekämpft, und durch fortgesetztes Reden zeigen will, daß er nicht aus der Fassung gebracht ist.

*) Ich möchte behaupten, daß in diesem Grunde allein, eine Erscheinung in dem Charakter der Griechen erklärt liegt, welche uns sonst ziemlich geneigt machen sollte, die ganze Nation für einen Haufen Poltrons zu halten. Woher diese ängstliche Vermeidung alles Ominösen, diese beständigen Euphemismen? Keiner von ihnen wagt je, sich seines Glückes recht auszufreuen, sie verbergen es sorgfältig, und wenn sie sich doch einmal vergessen, wenn sie sich unterstehen, laut aus-

Der Dichter war daher einer Wirkung immer gewiß, wenn er sie durch einen einzelnen Fall wecken wollte. Wie leicht mußte es ihm nun nicht werden, dies Gefühl auf diesen gegebenen Fall hinzuwenden, es an ihm zu ersättigen, und es in alle die Gegenden hinzuleiten, wo er glaubte, daß es noch Theile in sich aufnehmen könnte, die es veredeln, stärken und berichtigen würden *). Daher erklärt sich eine gewisse Nüchternheit, Behutsamkeit und Delikatesse in Behandlung ihrer Gegenstände. Gerade so handelt ein verständiger Mann, der, in keiner Bewegung über den Ausgang seiner Angelegenheit, die Mittel zu seinem Zwecke ruhig erwägt, und die wählt, welche er, nach einer behutsamen Prüfung, als die besten befunden hat.

Unse-

auszusagen, daß sie glücklich sind, so kommen sie gleich mit einem

εἰ δ' ἔπεστι νεμεστις ὀυλεγω

oder dergleichen hinterdrein. Woher anders, als aus dem angegebenen Umstande, der sich bei ihrer Betrachtung des Uebels einfand. Der menschliche Geist liebt Vollendung, und eine Idee, die er nirgends unterzubringen weiß, quält ihn, und schwebt ihm beständig vor Augen.

*) Hierin besteht, glaube ich, die eigentliche Reinigung der Leidenschaften, die die Tragödie bewürken sollte. Das unstäte, ungewisse Gefühl ward gleichsam so lange bewegt, bis es seinen Mittelpunkt gefunden hatte.

Digitized by Google

Unsere Dichter hingegen nehmen die Würfel in die Hand, wenn sie ein Trauerspiel dichten. Sie finden uns nicht so vorbereitet, und es ist ihnen in dem menschlichen Herzen kein bestimmter Punkt angewiesen, auf den sie losarbeiten sollen. Sie müssen also auf gut Glück wagen. Deshalb sehen sie das menschliche Herz als eine Festung an, die sie erobern müssen, und nicht zu schonen brauchen. Sie suchen es nicht durch Mitleid und Furcht zu erweichen, sondern sie blitzen mit Schrecken und Verzweiflung hinein. Wohl, ihr zerreißt unser Herz, wenn ihr glücklich seyd, aber ihr rührt es nicht.

Alle jene Umstände zusammengenommen, machen uns die große Wirkung erklärlich, welche das Griechische Trauerspiel gehabt hat. Wir sehen leicht ein, daß unter diesen Umständen, die Absicht welche eine metapoetische Darstellung des Uebels allein haben kann, im allerhöchsten Grade erreicht werden konnte — die höchste Rührung. Die Thränen, die vor einem Griechischen Theater flossen, müssen die wohllüstigsten gewesen seyn, die die Wehmuth vergießen kann.

Und nun zu der Frage, aus welchem Gesichtspunkte wir dann das menschliche Elend betrachten? — Es wird sich ergeben, daß die Kunst, wenn sie

das

das Uebel, so wie wir es uns denken, darstellen will, gegen sich selbst wird handeln müssen, und daß sie nicht die vermischte Empfindung, die sie allein hervorbringen soll, wenn sie aufs Trauerspiel angewandt wird, die Rührung, entstehen lassen kann, sondern eine ganz reine, durch die sie sich selbst zerstöhrt — den Schmerz.

Zuerst findet sich nämlich, daß uns das Uebel nicht als Uebel interessirt, sondern daß wir es erst nach dem unangenehmen Eindrucke wahrnehmen, den es auf uns macht.

Wir betrachten es daher nur nach einem gegenwärtigen Anlasse, mehr als einen Feind, der uns vertilgen will, und mit dem wir in beständigem Kriege leben, als eine gewisse Bestimmung der Dinge, die auf uns einen so sonderbaren Eindruck macht, daß wir voll Verwunderung fragen, was das sey, und wolle? Es verursacht daher eine reine unangenehme Empfindung, und wir denken in aller Aengstlichkeit auf Mittel es nur für jetzt schweigen zu machen, und dann auch nicht einmal die Erinnerung daran aufkommen zu lassen.

Aber laßt nun auf einmal jene unangenehmen Eindrücke aufhören, wie werden wir es dann machen?

Gera-

Gerade so, wie es die Kleinmüthigen, die vor dem Anblicke eines gegenwärtigen Feindes gezittert haben, zu machen pflegen, wenn sie ihn fern glauben, — wir höhnen und trotzen. Wir sind dann sehr geneigt, dem Philosophen Beifall zuzuklatschen, welcher uns beweiset, daß das Uebel gar kein Uebel sey, und sind den den Gedanken so sinnreich als gründlich, daß, so wie das Gute eine Summe von Vollkommenheiten ist, das Uebel wol eine Potenz desselben seyn könne.

Es ist uns daher auch nicht gut möglich, das Uebel, nach einer gelinden Täuschung, als von seinen Wirkungen verschieden anzusehen, und es müssen uns daher immer concrete Fälle gegeben werden, in welchen wir es anschauen.

Auch betrachten wir es nicht in einer gewissen Würde, sondern als eine Schwächung und Kränkung unserer Natur. Eine solche Betrachtung hat aber gar nichts Edles, und eine Nation, bei dem ein Carl von Carlsberg solches Interesse erwecken konnte, wird nie lernen, bei einem Oedipus zu erbeben.

Man hat es unserm Zeitalter als ein besonderes Verdienst angerechnet, daß es auf Menschenwohl und Menschenweh aufmerksamer gemacht hat. Ich weiß

nicht, ob wir wirklich menschlicher geworden, aus unserm Zeitalter wenigstens, welches man nicht ohne Grund das egoistische genannt hat, ist dies nicht wol zu erklären. Man sehe zu, ob die Ursach davon nicht vielmehr ein stärkeres Gefühl unserer Dependenz sey, welches uns auf Alles aufmerksamer macht, was uns nützen und schaden könne. Es ist natürlich, daß wir nun gegen Alles kälter werden, was mit unserm Wohl und Weh nicht in unmittelbarer Verbindung steht, und derjenige, der eine Verbesserung in irgend einem Spinnhause getroffen, erhält ein gültiges Recht auf alle Nathans und Oberons mit höhnender Miene herabzusehen. Sind wir aber deshalb besser, weiser? in der That nicht, aber wir sind um ein gut Theil klüger, und werden es immer mehr werden, je größer das Gefühl unserer Abhängigkeit von den Auffendingen werden wird *).

Die-

*) Es ist ohne Zweifel dieses Gefühl allein, welches einige Weise unserer Zeit verleitet hat, uns den Vorschlag zu thun, alle Produkte der edlern Natur, die Dichtkunst, und den Theil der Gelehrsamkeit, welcher mehr wegen einer gewissen innern Vortreflichkeit, als wegen seines Einflusses auf Menschenwohl geschätzt wird, als unnütz und überflüssig wegzuwerfen. Es würde elend um die Menschheit aussehen, wenn sie genöthigt wäre, diesen Vorschlag zu befolgen,

Digitized by Google

Diese fatale Klugheit nun zeigt uns nun die Welt in einem solchen Lichte, daß vollends an gar keine seelenerhebende Darstellung der Erscheinungen, welche sie ausmachen, zu denken ist. Sie macht uns mit den Gebrechen und Schwächen der Menschheit mit einer Umständlichkeit bekannt, welche Eckel erregt, und zählt alle die Kleinigkeiten auf, welche uns erniedrigen, und welche die weisen Alten so sorgfältig zu verbergen und zugleich zu vertilgen suchten, indem sie uns lieber unsere Größe vorhielten. Sie überlegten sehr weise, daß, wenn die Menschen sich aus sich selbst herausdrängten, um die Größe zu erreichen, deren Bild ihnen vorgehalten ward, sie gewiß zu gleicher Zeit alle die kleinen Armseligkeiten erstücken würden, welche die Menschheit zu erniedrigen pflegen, wenn sie nicht weiß, was sie werden kann.

Andere Verhältnisse und Vorstellungsarten verhinderten uns einzusehen, daß selbst die Betrachtung des Uebels mit einem gewissen großen Gefühle begleitet seyn konnte. Es möchte dabei geblieben seyn: unsere

gen, um nur bestehen zu können, und es wäre zu bejammern, wenn sie, um auf dem Strome der Zeit nicht unterzugehen, jene kostbare Geräthschaften über Bord werfen müßte.

Digitized by Google

Dichter hätten vielleicht einen andern Weg entdeckt, es uns interessant zu machen, aber unsere Klugheit hat den Handel auf immer verdorben. Sie ist Schuld, daß wir es nicht anders, als mit schmerzlichen und peinlichen Empfindungen betrachten, und mit triumphirender Nase die Frage aufwerfen: warum wir uns wol mit einer Fiction quälen wollten, da wir in der Wirklichkeit schon genug gequält würden. —

Laßt also den Dichter seine beste Kunst anwenden, was wird er ausrichten? er wird eine reine unvermischte Empfindung hervorbringen — den Schmerz. Da nun die schönen Künste uns angenehme Empfindungen hervorbringen sollen, die tragische aber nur Schmerz erregen kann: so folgt, daß wir eigentlich gar keine Tragödie haben.

Bis jetzt haben wir untersucht, in wiefern die Schuld am Publikum liege, daß wir kein Theater haben. Jetzt laßt uns zusehen, was die Dichter sich etwa möchten zu Schulden kommen lassen, und was sie, bei den Hindernissen, die ihnen in dem Charakter ihrer Nation im Wege liegen, doch wol für Mittel haben müssen, das Theater in seiner prekären Existenz zu erhalten. —

Man

Man kann vornehmlich eine zwiefache Art unterscheiden, auf welche Welt- und Menschenkenntniß erworben werden kann, und gewöhnlicherweise, erworben wird. Die eine ist die des Egoisten, welcher nur wissen will, was die Gegenstände für ein Verhältniß zu ihm selbst haben. Diese ist einseitig und unfruchtbar, obwol diejenige, auf deren Untrüglichkeit am meisten gepocht wird, und betrifft nur gewisse Beziehungen, die die verschiedenen Gegenstände auf ursprüngliche Triebe, Neigungen und Meinungen des Beobachters haben. Die andere ist die des unbefangenen und theilnehmenden Spähers, welcher untersucht, was die Gegenstände für ein Verhältniß unter einander haben. Diese Art, zu einer Kenntniß derselben zu gelangen, ist die schwierigste, aber die schätzbarste, und diejenige welche allein unsre Lehrerinn seyn sollte. Die Kenntnisse, welche auf die andere Art erworben werden, haben keinen allgemeinen Werth, und sind nur individuel wahr.

Diese Betrachtungen wollen wir auf den darstellenden Dichter anwenden. Stellet er nur nach Beziehungen dar, so ist er in dem Falle jenes Egoisten, seine Darstellung wird individuel und dämmert nur durch. Der dramatische Dichter soll nicht darstellen,

wie der lyrische, um uns sich ähnlich zu machen, sondern er soll in der Welt umherschauen, und ein grosses und edles Gefühl soll ihn das auffassen lehren, was an sich Groß und Edel ist.

Ich verstehe aber unter jenen Beziehungen unter denen der Dichter nicht darstellen darf, nicht allein die erwähnten eigenthümlichen Meinungen, Neigungen und Triebe des Beobachters, sondern überhaupt jedes zu große Gefühl des gegenwärtigen Zustandes, welches man durch eine Dichtung Andern mittheilen will.

Zur Erläuterung des bisher Gesagten mag ein Beispiel dienen, welches zu dieser Absicht gewiß gut paßt, ob es gleich nur vorzüglich auf das Letztere sich zu beziehen, scheinen möchte.

Herr von Kotzebue versichert uns, daß er, als er „Menschenhaß und Reue" geschrieben, so schwach gewesen sey, daß er keine Treppe habe ersteigen können, und daß er habe weinen müssen, wenn er sich den letzten Act seines Stückes auch nur gedacht habe. — Hier haben wir einen Aufschluß über die Art, wie manche unserer dramatischen Dichtungen, (die man besser: merkwürdige anthropologische Produkte

neu-

nennen sollte,) entstanden seyn mögen. — Der Dichter fühlt sich durch eine gegenwärtige Stimmung unwillkührlich gerührt, und erst hinterdrein sucht er seiner Rührung einen Gegenstand anzuweisen. Er ergreift daher das Erste, das Beste, was ihm seine Einbildungskraft darbietet, um seine Rührung darauf zu beziehen, ohne zu untersuchen, ob dieser Gegenstand auch wol von der Art sey, daß er bei einem vernünftigen Menschen eine solche Veränderung hervorbringen könne. Wir begreifen, daß ein Cäsar, ein Coriolan, auf diese Weise nicht werde gedichtet werden, hingegen kann man es sich sehr leicht denken, wie es einem solchen Manne, dem nur daran gelegen, seine unwillkührliche Rührung an einem Gegenstande gleichsam abzustumpfen, eine sehr interessante und merkwürdige Begebenheit scheinen muß, wenn ein Weib ihrem wackern Manne mit einem Wollüstlinge entläuft, und daß sie, wenn sie sich nachher von ihm verlassen und angeführt sieht, ihre Thorheit einsieht, ihren Gemahl wieder zu besitzen wünscht, und es durch ihre Coketterie endlich dahin zu bringen weiß, daß der brave Mann in einem schwachen Augenblicke sie, die Verworfene, wieder aufnimmt. — Man kann, wie gesagt, sich es sehr gut denken, wie eine solche Begebenheit einem Manne von lebhafter, und gerade jetzt kränkelnder

Einbildungskraft sehr wol dazu dienen könne, ein gewisses wehmüthiges Gefühl, das einen Gegenstand sucht, daran zu sättigen; aber wie wir dadurch gerührt, wie wir, die wir, so zu sagen, von Haus aus gerührt werden wollen, dies interessant finden sollen, ist platterdings nicht abzusehen. Es ist wahr, wir empfinden etwas einer Rührung Aehnliches, aber dies geschieht bloß nach einer Sympathie, die wir, ohne es zu wissen, mit dem Dichter haben. Seine Personen gehen uns nur mittelbar an, die ganze Begebenheit läßt keine gute Spur in uns zurück, macht keinen großen Gedanken in uns rege, und wenn wir gerührt sind, können wir uns sicher zurufen, daß wir wahre Thoren sind, daß wir es sind.

Wenn wir also dem Dichter erlauben wollen, nach bloßen Beziehungen zu dichten, so werden wir nie ein selbstständiges Theater haben. Er wird uns ein Trauerspiel machen, wenn er in einer bösen Stunde mit Gott und der Welt unzufrieden ist, ein Lustspiel, wenn er seinen Feind lächerlich machen will, und ein weinerliches Drama, wenn er den Catharr hat *).

Die

*) Es gibt gewisse zierliche Leute, welche gar zu leicht über verletzte Delicatesse schreien. Es kann nicht fehlen, daß sie hier nicht auch ein ekles Pfui! ausrufen

Die Erfahrung zeigt auch hinlänglich, daß auf solche Weise kein allgemeiner Beifall erworben wird. Habe ich nicht ein ähnliches Princip in mir, als das des Dichters war, indem er durch Beziehung eines Gegenstandes auf dasselbe, darstellte, so geht seine Dichtung für mich verlohren. Ist aber der Zuschauer gerade in derselben Lage mit dem Dichter, so wird das Vorgestellte einen desto größern Eindruck machen, um je näher ihm das Individuelle seiner Natur, als das Allgemeine der menschlichen Natur überhaupt, liegt. Daher oft der schwärmerische Enthusiasmus, mit welchem oft die eine Parthei eine dramatische Dichtung erhebt, indeß die andere ganz gleichgültig ist. Aber auch das Individuelle verliert sich zuweilen, und wird mit einer andern Eigenthümlichkeit vertauscht, das Interesse verliert sich dann, und aus dem feurigsten Bewunderer, wird nun der kälteste Tadler. Daher ist auf unserm Theater Alles nur periodenweise, Alles in beständ gem Flusse, nichts, welches sich durch eigene Kraft festhielte. Auch hat

rufen sollten. — Ich bedaure, daß ich nicht gelernt habe, die Sachen anders zu nennen, als sie heißen, tröste mich aber leicht mit der festern Ueberzeugung, in der ich bin, die Wahrheit gesagt zu haben, und in dem Glauben, daß man, wo das Uebel so weit gekommen ist, nicht leise andeuten, sondern hart angreifen müsse.

die schmähliche Kälte mit dem unser Publikum oft diejenigen behandelt, die es zu vergöttern pflegte, vieles von dem Hasse, den man auf den wirft, der uns betrogen, indem er eine unserer Schwächen nutzte. Das Publikum speiet seinem Liebling ins Gesicht, wenn es mit ihm gehuhlt hat. —

Ueber den Beruf des Künstlers hatte der gesunde Menschenverstand schon entschieden, noch ehe es die Kritik unternahm, das Wesen der Kunst zu bestimmen. „Der Künstler ist ein gerührter Zuschauer der Natur", — ein Spruch, der in Jedermanns Munde ist. Der Künstler bricht die Strahlen zurück, die von der Natur auf ihn fallen, und er muß sie uns unter den Farben sehen lassen, welche unser Auge erfreuen und stärken. Er muß die Gegenstände nicht durchaus mit sich selbst färben wollen, sondern er muß nur Rücksicht auf unser Auge nehmen. Dies muß er kennen lernen, und sorgfältig studieren, um ihm nicht etwas vorzustellen, worinn es nichts sehen kann. Mit einem Worte, der Dichter muß das menschliche Herz kennen — etwas Triviales, wird man sagen — desto schlimmer für die, welche es nicht zu wissen scheinen. Der Dichter sehe in der Natur umher, und suche das Große, Schöne und Wahre auf. Unsere Natur müßte sehr verdorben

seyn,

seyn, wenn man nicht die Liebe zu jenen als ein Merkmal derselben angeben dürfte. Er hüte sich aber vor seinen Regungen, die ihn oft, wenn sie geäußert seyn wollen, verleiten können, sich für einen Dichter zu halten. Bei solchen Regungen frage er sich nicht: worauf beziehen sie sich? oder wenn er sich frägt, so thue er es nicht in Rücksicht auf die Kunst, sonst wird er verleitet worden, sie in irgend einem Gegenstande auszulegen, eine Dichtung zu machen, und zu glauben, daß er uns etwas Nützliches und Lehrreiches in einer Darstellung aus dem menschlichen Leben, aufstelle, indeß er uns doch nichts, als die Geschichte seiner Empfindungen liefert. Er gehe zuerst aus sich selbst heraus, und suche das auf, was vollkommen ist, in Rücksicht auf das menschliche Herz, und unvollkommen, in Rücksicht auf die Bestimmung des Menschen, dann gebiethe er seiner Dichterkraft es für das menschliche Herz zuzubereiten, und reiche es ihm dann in einer Form dar, die seinen Bestimmungen am angemessensten ist.

Durch Vernachlässigung jener Regel der Allgemeinheit, sind die Dichter sich selbst entgegen gewesen. Aber sie haben auch Kunstgriffe, mit denen sie sich wieder helfen, und von diesen soll jetzt die Rede seyn.

Eini-

Einige von ihren Bestechungen, als z. B. Anspielungen auf individuelle Verhältnisse, sind schon beiläufig angeführt worden. Diese aber gewannen ihnen nur den Beifall der einen Parthey, indem sie sich eben dadurch um den Beifall der andern brachten. Sie haben aber Kunstgriffe, die ihnen den Beifall Aller sichern sollen, und diese wollen wir jetzt untersuchen.

Man gewinnt einen Menschen nicht leichter, als wenn man ihn auf ein Unrecht aufmerksam macht, das er leiden muß, und die Mine annimmt, als wenn man ihn in Schutz nehmen wolle. Diese Mine geben sich die Dichter bei ihren Zuschauern, wenn sie ihm vom bürgerlichen Leben vorsagen. Sie stellen ihm das Leben in einem Staate als eine Last vor, unter der seine besten Kräfte unterdrückt würden, und lassen ihn glauben, daß er, wenn er dieser Fesseln los wäre, ein ganz anderes, weit vollkommneres Wesen seyn würde. Der Zuschauer glaubt dies dann auch recht gern, und indem er sich mit dem Sachwalter seiner Rechte vereinigt, gewinnt er den Dichter lieb, statt daß ihm die Dichtung gefallen sollte.

Auch die Dichter des alten Theaters reden gern von dem Menschen, als dem bewundernswürdigen ani-

animali politico. Aber auf welche Weise! Sie könnten es nicht genug bewundern, daß der Mensch solche vortreffliche Natur habe, daß er sich in solche Verhältnisse habe fügen können, als die des Staates sind. Sie reden davon, wenn sie von seiner Gewalt über die Thiere reden, und von der Stärke, mit der er die Natur in seine Formen zwingen konnte. Ja, setzen sie dann hinzu: sogar ein Bürger könnte er werden

καὶ ἀστυνόμους ὀργὰς ἐδιδάξατο,

Sophocl. Antig.

dafür waren dies aber auch Dichter der Nation, die unsrigen sind nur Dichter für ihr Cabinet.

Die Einrichtung unsers Theaters, nach welcher dem Frauenzimmer ein so großer Theil an der Handlung gelassen wird, kömmt unsern Dichtern auch sehr zu Hülfe, und ist überhaupt eine der vorzüglichsten Stützen, die unser Theater noch aufrecht hält. Allein wir sollen uns vor dem Theater doch nicht vergnügen, wie in einer Gesellschaft. Das Vergnügen rührt hier nicht aus der Darstellung her, sondern aus der Sache selbst, und warum wollen wir so das Eine durch das Andere verderben? Weit besser würden wir thun, wenn wir es der Gesellschaft überließen, uns

auf

auf diese Weise Vergnügen zu machen, und dem Theater wiedrr sein altes Recht zugestanden, durch Meisterkeit der Darstellung selbst unser Gesicht und Gemüth zu entfalten.

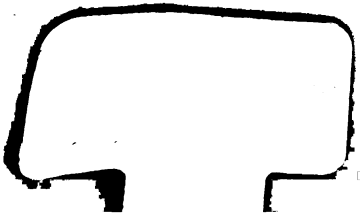
Wenn ich hier aufhörte, der Zufälligkeiten zu erwähnen, welche unsern Dichtern Beifall und unserm Theater seine Existenz verschaffen, so würde man sich nach einer so feyerlichen Einladung, der Untersuchung mit beizuwohnen, nur zu bald abgefertigt finden. Und doch muß ich jetzt schon bitten, mich zu entlassen. Ich finde, ich habe mehr versprochen, als ich leisten konnte; es ist in der That ermüdend, immer von dem zu sprechen, was nicht seyn sollte. Ich muß mich schon hier von meinem Leser beurlauben, doch bitte ich um die Erlaubniß, mich nächstens mit ihm über denselben Gegenstand noch einmal unterhalten zu dürfen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google